



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 2 February 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, February 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. Februar 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Japanische Szene (siehe Reportage: Japans Jugend) Foto: Mario Garrubba



„Arbeit“ gibt es im Bergbau nicht



Werner Bock 65 Jahre alt

Der Vorsitzende der Gewerkschaft Textil-Bekleidung im DGB, Werner Bock, vollendete am 26. Januar 1963 sein 65. Lebensjahr. Er konnte an seinem Geburtstag auf ein Leben voller Kampf und Arbeit zurückblicken, das erfüllt war von dem Bestreben, den arbeitenden Menschen zu helfen.

Werner Bock erlernte den Beruf des Webers. Während und nach seiner Lehrzeit absolvierte er die Textilfachschule. Von frühester Jugend an mit der Arbeiterbewegung verbunden, wurde Werner Bock 1913 Mitglied des damaligen Deutschen Textilarbeiterverbandes. Nach jahrelanger ehrenamtlicher Tätigkeit in der Gewerkschaft berief ihn der Hauptvorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes im Jahre 1928 als Sekretär in die Verwaltungsstelle Hamburg. 1930 übernahm er die Geschäftsstelle des Textilarbeiterverbandes in Bielefeld. Sein mutiges Eintreten für die gewerkschaftliche Idee mußte er 1933 mit Verhaftung, Not und Verfolgung bezahlen.

In Bielefeld half Werner Bock 1945 sofort beim Aufbau der neuen deutschen Gewerkschaftsbewegung. Er wurde auf dem ersten Verbandstag der damaligen Gewerkschaft Textil-Bekleidung - Leder für die britische Zone im April 1947 zum Vorsitzenden gewählt. Als 1949 die heutige Gewerkschaft Textil-Bekleidung für das Gebiet der Bundesrepublik gegründet wurde, wählten die Delegierten Werner Bock ebenfalls zum Vorsitzenden. Seitdem ist sein Name mit dem Aufbau der Organisation und mit der sozialen und wirtschaftlichen Besserstellung der Arbeiter und Angestellten in der Textil- und Bekleidungsindustrie eng verbunden.

Daneben war Werner Bock aktiv in der internationalen Gewerkschaftsarbeit tätig. Er hat nach 1945 wesentlich dazu beigetragen, der deutschen Gewerkschaftsbewegung im Ausland wieder zu Ansehen zu verhelfen. Als Vorsitzender des Verbindungsausschusses der Berufsinternationalen beim Internationalen Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) gehörte er in diesen Jahren dem Vorstand des IBFG an. Auch der Zusammenschluß der Textil- und Bekleidungsarbeiterinternationalen zu einer gemeinsamen Organisation ist in erster Linie sein Verdienst.

Mit ihren besten Wünschen zum Geburtstag verbindet die Arbeitnehmerschaft die Hoffnung, daß Werner Bock noch lange Jahre guter Gesundheit und voller Schaffenskraft vergönnt sein mögen.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Im Auftrage der Bergwerksdirektion Shamrock in Wanne-Eickel schreibt der Ausbildungsleiter Losch fleißig Briefe. Die Empfänger dieser nicht immer geglückten Stilübungen eines Ausbildungsleiters sind die Väter der jetzt Ostern zur Entlassung kommenden Volksschüler. Mit 117 Schreibmaschinenzeilen versucht Ausbildungsleiter Losch seinen Brieflesern die Möglichkeiten klarzumachen, „die einem Jungen geboten werden, der zu uns in die Berglehre kommt“. Hoffnungsvoll beschließt er seinen Brief mit dem Satz: „Wir würden uns freuen, Sie und Ihren Sohn bei uns begrüßen zu können.“

Es würde gut sein, wenn Herr Losch von zahlreichen Vätern aufgesucht würde, denn dann hätte er noch Gelegenheit, einige Ungeheimheiten in seinem Brief richtigzustellen. Mit werberischer Finesse hat der Ausbildungsleiter nämlich Satz an Satz gereiht und dabei ein Bild vom Bergbau gezeichnet, das einen alten Shamrock Bergmann zu der Bemerkung veranlaßte: „Daß es bei uns so prima ist, wußte ich bis heute gar nicht.“

In der Tat: Meisterhaft schlingelt sich Losch in seinem Brief an dem Wort „Arbeit“ vorbei und spricht nur von „bergmännischen Tätigkeiten“, die der Lehrling für seinen späteren Beruf erlernt. Aber das mag noch angehen. Kritisch wird es erst, wenn man sich aus dem Losch-Brief jene Stellen zu Gemüte führt, die näher beim Bluff als bei den Tatsachen liegen. So hält es Losch für erwähnenswert, daß „die Schultage als Arbeitszeit voll angerechnet und bezahlt werden.“ Die unbefangenen Väter werden glauben müssen, daß dies eine besonders noble Geste des Bergbaus gegenüber seinen Lehrlingen ist. Dabei weiß Herr Losch genau, daß die Bezahlung des Berufsschultages in allen Wirtschaftszweigen durch Gesetz zwingend vorgeschrieben ist.

Und dann der Hinweis auf die in regelmäßigen Abständen erfolgenden werksärztlichen Untersuchungen „in unserem Gesundheitshaus“. Tröstliches Fazit daraus für die Väter: „Wenn es für notwendig erachtet wird, werden u. a. auch Erholungsafenthalte verordnet.“ Der werbetüchtige Ausbildungsleiter hat dabei nur vergessen zu erwähnen, daß die Jugendlichen dafür ihren Tarifurlaub aufwenden müssen und nicht etwa – wie der unbefangene Vater vielleicht annehmen könnte – zusätzlichen bezahlten Urlaub erhalten. Natürlich fehlt auch nicht der Hinweis auf den „dreiwöchigen Erholungsafenthalt“ in den Alpen oder an der Nordsee für den Preis von 21 DM.

Mit kühnem Wagemut äußert sich Losch dann auch noch zur allgemeinen Lage. Während sich in Bonn die professoralen und ministeriellen Geister nach vier Jahren Krise immer noch nicht einig sind, welchen Anteil die deutsche Kohle an der heimischen Energieversorgung haben soll, hat Shamrocks Ausbilder die Zauberformel längst gefunden. Heißt es doch in seinem Brief:

„Der Steinkohlenbergbau als Hauptenergieträger Deutschlands bietet den arbeitswilligen Jugendlichen einen sicheren Arbeitsplatz und gute Aufstiegsmöglichkeiten.“

Was mögen nur jene Väter bei diesem Satz denken, die schon mal einen Blick in die Zeitung werfen und bei dieser Gelegenheit erfahren haben, daß die Hibernia-Zechen Wilhelmine-Victoria und Scholven in der letzten Zeit stillgelegt wurden. Wie „sicher“ eine Lehrstelle im Bergbau ist, könnte Losch den Vätern sogar aus eigener Erfahrung schildern. Von der stillgelegten Bochumer Zeche Mansfeld hat er immerhin 72 Lehrlinge nach Shamrock geholt – weil Mansfeld eben nicht „sicher“ war.

Aber dann noch der Hinweis auf die „Aufstiegsmöglichkeiten“! Briefschreiber Losch hat dabei in einer offensichtlichen Anwendung von Bescheidenheit nur von der Möglich-

keit des Erwerbs des „Steigerpatents“ geschrieben. Andere Zechengesellschaften finden gar nichts dabei, ihre Werbung unter dem Motto „Vom Berglehrling bis zum Bergwerksdirektor“ zu stellen. Doch Losch hätte gut und gerne bei dem Hinweis auf die Aufstiegsmöglichkeiten den Vätern auch sagen können, daß auf Shamrock 3/4 drei ehemalige Bergschüler mit ihrem Steigerpatent genauso weit sind wie vor ihrem dreijährigen Studium: Sie arbeiten heute noch aktiv als Kohlenhauer, weil sie einfach nicht als Steiger angestellt werden konnten. Zwei davon haben deshalb gekündigt und in einem Metallbetrieb sofort eine Anstellung erhalten!

Dabei sind diese Sorgen um eine Anstellung bei den Bergschulabsolventen gar nicht so neu. Schon am 29. Dezember 1960 teilte die Westfälische Berggewerkschaftskasse (zuständig für die Bergschulen) den Zechen mit: „Von den Absolventen der Grubensteigerklassen, die im Herbst 1959 die Bergschulen verließen, blieben jedoch bis November 1960 noch rund 12 v. H., von den Absolventen des Ostertermins 1960 bis zum gleichen Zeitpunkt noch rund 20 v. H. ohne Anstellung. Inwieweit die im Herbst 1960 zur Entlassung gekommenen 344 Grubensteigeranwärter ange stellt werden konnten, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen. Es wird jedoch Ostern 1961 sicherlich noch eine Anzahl der Absolventen aus den letzten Entlassungsterminen nicht angestellt sein.“

Wenn das alles die Väter wüßten, die im Auftrage der Bergwerksdirektion Shamrock einen Brief von Ausbildungsleiter Losch erhalten haben ...!

Nun eine abschließende Bemerkung: Nachwuchswerbung ist notwendig. Sie muß aber glaubwürdig sein, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen soll. Und hieran mangelt es dem Losch-Papier ganz offensichtlich.

H. N.



Unser Foto zeigt Professor Eugen Kogon, der am 2. Februar 60 Jahre alt wurde, im Gespräch mit Bergarbeitern während der Ruhrfestspiele, deren treuer und immer anregender Freund er ist. Sein Werk „Der SS-Staat“ ist auch heute noch eins der eindringlichsten und objektivsten wissenschaftlichen Werke über die Herrschaft der Nazis. Es lag in Gesinnung und Temperament dieses aufrechten Mannes, daß er

illegal den Kampf gegen die Barbaren aufnahm. Er wurde wiederholt verhaftet, und schließlich war er im Konzentrationslager Buchenwald. 1943 wurde er auf die Liste der Todeskandidaten gesetzt. Er überstand die Qual und die Schrecken. Im Chor der freien Geister in der Bundesrepublik steht er, lehrend, mahnend und zur Aktivität der Staatsbürger anfeuernd, an erster Stelle. Einer der seltenen Menschen unserer Repu-

blik, die es mit der Demokratie ernst meinen.

Die Gewerkschaftsjugend, auf deren Kongressen er oft als Referent zu Gast ist, wünscht Eugen Kogon noch viele Jahre Gesundheit und Kraft für seine Arbeit.

Foto: DGB

Notizbuch des Redakteurs

In Nürnberg hat der Kreisjugendring beschlossen, während der 14. Internationalen Spielwarenmesse gegen die Schaulstellung von Kriegsspielzeug zu demonstrieren. Das ist nicht nur das Recht der Jugend, sondern auch eine gute Sache. Anderer Meinung ist der Direktor der Internationalen Spielzeugmessen. Er hat Sorge, daß die ausländischen Hersteller dieses unheilvollen Zeugs angesichts solcher Demonstrationen den Eindruck bekommen könnten, daß Nürnberg nicht der richtige Ort für die Ausstellung von Kriegsspielzeug sei und mit dem Zeug in andere Länder abwandern würden. Nun, dann wären wir sie endlich los. In der Bundesrepublik wird Kriegsspielzeug kaum noch hergestellt. In den Kaufhäusern und Spielzeuggläden einer Großstadt stellte die Redaktion im vorigen Jahr fest, daß nur ausländisches Kriegsspielzeug angeboten wurde. Der Direktor wandte sich nun aber an das Nürnberger Polizeipräsidium mit dem Ersuchen, mögliche Aktionen des Kreisjugendrings gegen Kriegsspielzeug „im Keime zu ersticken“.

Die Polizei soll also das Geschäft mit Kriegsspielzeug schützen. Wer aber schützt die ehrenwerten Interessen der Jugend, die mit vielen älteren Menschen der Ansicht ist, daß man Kindern solches Zeug nicht in die Hände geben soll?

Globke
Hat sich so mit den Ausstellungen. In München hatte der Schriftsteller Rolf Seeliger unter dem Titel „Massenmord unter dem Zeichen des Hakenkreuzes“ eine Ausstellung aufgebaut, in der auch Dokumente über die Tätigkeit Globkes gezeigt wurden. Prompt erhob Globke Anklage gegen den Schriftsteller. Seiner Sache aber nicht ganz sicher, bot er die Zurückziehung der Klage an, wenn Seeliger sich entschuldige. Der aber wollte nicht, sondern sagte, er glaube nicht, daß Dokumente mit einem Bedauern aus der Welt geschafft werden können. Und so wird es nun zu einem Prozeß kommen, auf dessen Ausgang man gespannt sein darf.

Gegner der Freiheit?
Theodor Plieviers Roman „Stalingrad“ erschien schon bald nach 1945 und wurde in viele Sprachen übersetzt. Es ist bekannt, welche immense Mühe er sich gegeben hat, um wahrheitsgetreu zu berichten. Niemand hätte gewagt, ihn einen Gegner der Freiheit zu nennen. Der Schriftsteller Claus Hubalek hat nun ein Fernsehspiel über Stalingrad geschrieben, in dem er sich fast wortgetreu an die Vorlage des Romans hält. Zum zwanzigsten Jahrestag der Kapitulation in Stalingrad sahen es nun Millionen auf dem Bildschirm. Sie sahen weniger das Grauen von Stalingrad – das war so unaßbar, daß es sich im Bild nicht schildern läßt – als vielmehr den inneren Kampf der führenden Generäle. Es kommt im Fernsehspiel zum Ausdruck, daß sie keine Übermenschen, sondern auch Fehlern und Irrtümern unterworfen, unentschlossen und teilweise um das eigene Wohl besorgt sind, als sie entscheiden müssen, ob sie dem irrsinnigen Befehl eines Verbrechers, dem sie den Fahneid geschworen haben, folgen müssen, wenn das Leben von über einer Viertelmillion Soldaten auf dem Spiel steht. Sie kommen dabei nicht alle gut weg. Darf das geschildert werden? Scheinbar nicht, denn der Generalinspekteur der Bundeswehr soll – nach einer Erklärung des Norddeutschen Rundfunks – den Kommandeuren der Bundeswehr geschrieben haben, das Fernsehspiel sei geeignet, die Bundeswehr in ihrer Aufgabe zur Verteidigung der demokratischen Freiheiten zu beirren, der Versuch des Fernsehens sei als „Kampfmittel der bewußten Gegner der Freiheit oder ihrer mißbrauchten Helfer“ zu bezeichnen. Die Verantwortlichen des Fernsehens werden sich gegen solche Behauptungen zu wehren wissen. Ob es aber die Aufgabe des Generalinspektors der Bundeswehr ist, Fernsehsendungen zu kommentieren, das ist eine andere Frage.

In Herford fing es an

In Herford bei Bielefeld hat der Kollege Wefelmeyer 1956 den ersten Berufsleistungsvergleich durchgeführt. Es erwies sich bald, daß er eine notwendige und segensreiche Einrichtung ist, die hier im Interesse der arbeitenden Jugend geleistet wird. So ist es kaum verwunderlich, daß im Jahre 1962 bereits 25000 junge Menschen in 35 Städten teilnahmen. Auch bei dieser Einrichtung des DGB zeigt sich, daß seine Bestrebungen weit über den Rahmen der Mitglieder hinausgehen, denn der weitaus größte Teil der jungen Teilnehmer gehört noch nicht zu den Gewerkschaften.



Jugendliche aus fast allen Berufen nehmen am Leistungsvergleich teil. Die Jungen und Mädchen unterwerfen sich freiwillig einem Test, durch den ihre berufliche, allgemeine und staatsbürgerliche Bildung festgestellt wird. Es ist selbstverständlich, daß die Ergebnisse anonym bleiben. Es besteht keine Gefahr, daß außer dem Prüfer und dem Teilnehmer andere Menschen Einblick in die Ergebnisse bekommen. Der Teilnehmer selbst kann feststellen, wo seine Berufs- und Allgemeinbildung noch zu wünschen übrig läßt. Sieger gibt es im Berufsleistungsvergleich nicht, deshalb nicht, weil zwei der wichtigsten Berufseigenschaften, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, bei diesen Prüfungen nicht gemessen werden können. So saßen in diesem Jahr in Herford die jungen Teilnehmer unbefangen bei der Abschlußfeier zusammen, lachten über den launigen Ansager, staunten über den Zauberer Salwaro und freuten sich über die musikalischen Einlagen. Und dann waren sie gespannt darauf, wer wohl bei der Verlosung gewann. Verlost wurde eine



dreitägige Studienfahrt durch die Benelux-Länder, drei weitere Reisen und Bücher und Schallplatten. Im Geburtsort des Leistungsvergleichs des DGB nehmen seit zwei Jahren auch die jungen Menschen der Jugend-Strafanstalt teil, die sich gegen Gesetze vergangen haben. Sie sollen nicht vergessen sein, sondern durch die Teilnahme wieder Mut fassen und den Glauben gewinnen, daß sie bei der Rückkehr in die Freiheit in ihrem erlernten Beruf wieder Fuß fassen können. Es wurde uns berichtet, daß Lehrer und Direktor der Jugend-Strafanstalt freudig zustimmten, als der DGB den jungen Menschen die Tore zur Teilnahme öffnete. Berufslehrer und Berufsausbilder arbeiten hier einträchtig mit den Sekretären des DGB zusammen, das muß auf die Dauer Früchte tragen.

Besonders erfreulich ist an fast allen Orten die zunehmende Beteiligung der jungen Angestellten. Unerfreulich ist die mangelnde staatsbürgerliche Bildung vieler Teilnehmer. Aus



Hannover wird berichtet, daß 68 v.H. mit der Jahreszahl 1919 nichts anzufangen wußten, die Antworten waren zwischen „Beginn des 30-jährigen Krieges“ und „Ende der Weimarer Republik“. Der erste Reichspräsident der Weimarer Republik, Friedrich Ebert, war nach der Ansicht vieler Teilnehmer entweder Reichspräsident unter Hitler, Bundespräsident, Schauspieler, Komponist oder Musiker. In anderen Orten war es ähnlich. Hier zeigen sich Aufgaben, die weit über den Auftrag des Berufsleistungsvergleichs hinausgehen, das geht die Schulen und die Bildungseinrichtungen unserer Republik an, sogar dringend. Es deutlich gemacht zu haben, ist auch ein Verdienst.

Fotos: Udo Hoffmann

IBFG-Jugendtreffen in Wien

Unter dem Motto „In Freiheit leben, den Frieden gewinnen“ wird vom 9. bis zum 19. Juli 1963 ein Weltjugendtreffen des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften in Wien stattfinden. 3-4000 Teilnehmer aus allen Mitgliedsorganisationen des IBFG in Europa, Afrika, Asien und Amerika werden zu diesem Treffen erwartet. Die Gewerkschaftsjugend des Deutschen Gewerkschaftsbundes wird mit rund 900 Teilnehmern vertreten sein.

Das Treffen wird auf dem Gelände des Hörndlwaldes am Stadtrand von Wien abgehalten. Auf dem Programm stehen u.a. Vorträge, Diskussionen, kulturelle Veranstaltungen, Ausstellungen junger Künstler, Betriebsbesuche. Die jungen Gäste erhalten Gelegenheit, das kulturelle Wien kennenzulernen, Exkursionen u.a. zum „Eisernen Vorhang“ und Ausflüge in die landschaftlich schöne Umgebung der Stadt Wien zu machen.

Höhepunkt des Treffens wird ein Fackelzug zum Wiener Rathaus mit einer anschließenden Kundgebung auf dem Rathausplatz sein. Mit diesem Weltjugendtreffen gibt der IBFG den jungen Gewerkschaftsmitgliedern erstmalig Gelegenheit, sich in so großer Zahl in einem internationalen Raum zu treffen und über Grenzen und Kontinente Freundschaft zu schließen.

Berufsausbildungsgesetz und Ausbildungsförderungsgesetz dringend notwendig

Der Ausschuß für Berufsausbildung des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat mit Vertretern der Bundestagsfraktionen der CDU/CSU und der SPD die Notwendigkeit und den Inhalt eines Berufsausbildungsgesetzes beraten. Übereinstimmend wurde die Erwartung zum Ausdruck gebracht, daß die Bundesregierung – dem einmütigen Auftrag des Bundestages vom 27. Juni 1962 entsprechend – fristgemäß bis zum 1. Februar dieses Jahres den Entwurf für ein einheitliches Berufsausbildungsgesetz einbringen werde. Auch über den Inhalt des zu schaffenden Berufsausbildungsgesetzes bestanden zwischen den Vertretern des DGB und den anwesenden Mitgliedern beider Bundestagsfraktionen weitgehend gemeinsame Auffassungen. Dies traf insbesondere für eine gesetzliche Regelung der gleichberechtigten Mitbestimmung der Arbeitnehmer in allen Fragen der Berufsausbildung zu. Gleichzeitig wurden entsprechende Vorschriften für die Durchführung einer qualifizierten Berufsausbildung in allen Bereichen der Wirtschaft gefordert.

Ferner befaßte sich der Berufsausbildungsausschuß des DGB in seiner Sitzung mit der Situation auf dem Gebiet der öffentlichen Ausbildungsbeihilfen. Nachdrücklich sprach er sich dafür aus, daß umgehend durch ein einheitliches Ausbildungsförderungsgesetz die Voraussetzungen geschaffen werden, jedem Jugendlichen ohne Rücksicht auf finanzielle Voraussetzungen einen bildungs- und ausbildungsmäßigen Aufstieg entsprechend seiner Eignung und Neigung zu ermöglichen.

DGB-Jugend unterstützt Israels Gewerkschaftsjugend

Zur Unterstützung der Jugendarbeit des Israelischen Gewerkschaftsbundes haben Jugendleiter des DGB 9000 DM gesammelt. Für diesen Betrag werden der HISTRADUTH Diaprojektoren und Tonbandgeräte übersandt. Eine Delegation von Jugendleitern des Deutschen Gewerkschaftsbundes hatte 1961 der HISTRADUTH einen Besuch abgestattet, das Land Israel bereist und in einem Kibbuz gearbeitet. Diese Delegation des DGB hatte die Sammlung zur Unterstützung der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in Israel angeregt.

Berichtigung

Gutmütig – wie wir sind – hatten wir in dem Reisebericht von Inge Lenders („aufwärts“ Nr.1) dem afrikanischen Staat Sierra Leone schon 1847 die Unabhängigkeit gegeben. Richtig ist: Unabhängig seit 1961. 72326 qkm groß. Etwa 212000 Einwohner.



20 000

Zwanzigtausend junge Kollegen der IG Druck und Papier sind mit dem Beginn des Jahres als neue Bezieher unserer Jugendzeitung zu uns gekommen. Geschäftsleitung und Redaktion heißen sie herzlich willkommen und danken dem Vorstand der Gewerkschaft. Die Redaktion hofft von den neuen Lesern, daß ihnen die Zeitung ein wenig Freude bereitet und sie mit ihrer Kritik und Vorschlägen helfen. Es soll ja „aufwärts“ gehen.
Foto: Udo Hoffmann

Hexenjagd

Der ideologische Hexenwahn Mac Carthys liegt in der Mottenkiste der Zeitgeschichte begraben.

Aber die Berliner Uhren scheinen anders zu gehen als die amerikanischen. Die „Berliner Morgenpost“ ließ den Irrwahn fröhliche Urständ feiern und veröffentlichte vor nicht allzu langer Zeit die Namen und Adressen der Westberliner Teilnehmer an den kommunistisch gelenkten Weltjugendfestspielen in Helsinki. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ kritisierte diese Anprangerung mit Recht als eine „unverständliche Methode der Denunzierung“. Die Berliner Junge Union stellte sich in diesem Streit ganz auf die Seite der Morgenpost. In einer jetzt veröffentlichten Stellungnahme heißt es dazu: Die Meinung der FAZ, jeder Bürger habe das Recht, auch an fragwürdigen Zielen dienenden Veranstaltungen unbehindert teilzunehmen, stimme einfach nicht. Wörtlich betonte die Junge Union Berlin: „Niemand ist zum Beispiel berechtigt, mit Attentätern zu trinken und mit erklärten Feinden unseres Staates Völkerfreundschaft zu schließen.“ Das Auftreten der Westberliner Jugendlichen in Helsinki sei nicht Privatsache, sondern eine öffentliche Angelegenheit. Den „Verräter“ störe vage Kritik ohne Namensnennung gar nicht, deshalb gehörten die „Namen in die Zeitung, auch mit Adressangaben“. Die „öffentliche Anprangerung staatsfeindlicher

Umtriebe“ sei noch „längst keine Denunziation“, sondern gehöre in krassen Fällen nicht nur zum Recht der freien Meinungsäußerung, sondern zur Pflicht des Staatsbürgers. Mac Carthy redivivus! Irgendwie fühlt man sich, wenn man das liest, an die römischen Proskriptionslisten erinnert, an Abstempelung, Verfolgung, Tribunal. An jede gelenkte Verdummung der Menschheit im Laufe ihrer nicht eben übermäßig ruhmreichen Geschichte. Unsichtbares Hexenmal oder aufgezwungener Judensterne – wo ist der Unterschied? Wie schmal ist die Spanne, die von da noch bleibt bis zu der gefährlichen Verallgemeinerung: Wer mit den Kommunisten redet, ist ein Verräter und gehört öffentlich angeprangert. Vielleicht auch aus seiner beruflichen Position gestoßen? Von der Gesellschaft geächtet? Verhört? Angeklagt? Was noch? Was sollen wir denn sonst tun, als mit den Kommunisten reden? Was versteht die Berliner Junge Union bitte unter „politischer Auseinandersetzung“, der einzigen Alternative zu einer kriegerischen Notabene, wenn nicht unter anderem auch das Ergreifen jeder Möglichkeit, die sich zu einer Diskussion bietet? Gewiß ist über die Beteiligung westlicher Gruppen an den kommunistischen Weltjugendfestspielen diesmal recht ausgiebig gestritten worden, und die ablehnenden Stimmen waren in der Mehrzahl. Aber niemand ist

deshalb auf die absurde Idee gekommen, einer neuen Hexenjagd das Halali zu blasen. Bis auf die „Berliner Morgenpost“ und die Junge Union Berlin, die grausige Schreckgespenster an die Wand malt: westliche Verräter, die mit Attentätern und erklärten Feinden des Staates Bruderschaft trinken. Welch gespenstisches Unterfangen und lügenhaft und ehrabschneiderisch noch dazu. Muß man doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, unterstellen, daß die Absicht derer, die nach Helsinki fuhren, eine genau gegenteilige war. Nicht um sich mit der kommunistischen Jugend des Ostblocks zu verbrütern führen sie hin, sondern um der Sache des Westens das Wort zu reden und, wo immer es möglich war, die Gedanken der Freiheit und der Demokratie in der Redeschlacht zu verteidigen. Man kann vielleicht über den Erfolg streiten, nicht aber über die Absicht. Und um diese allein geht es. Verrat ist ein böses Wort, und wer es ausspricht, sollte es sich vorher dreimal überlegen. Namentliche Anklage wegen Verrat erhebt in einer Demokratie der Staatsanwalt. Wer sich privatim vor der Öffentlichkeit in solcher Weise die Rolle des Anklägers anmaßt, gerät in den Verdacht, die Spielregeln eben jener Form freiheitlichen Zusammenlebens zu mißachten, die zu verteidigen er vorgibt.

Gerd Angermann

17 Tage und 16 Biwaknächte hingen sie bei eisiger Kälte und stürmischem Wind in der Nordwand der Großen Zinne. Sportflugzeuge umkreisten das Bergmassiv. Mit dem Lärm ihrer Motoren machten sie den drei Bergsteigern die Verständigung zeitweise fast unmöglich. In Schrunden und auf Graten hockten die Kamerateams der Wochenschauen. Begleitete Alpinisten beobachteten die Gewalttour durch scharfe Ferngläser. Für den Katastrophenfall, mit dem 17 Tage lang jede Minute zu rechnen war, standen die „Eichhörner“ von Cortina bereit, Mitglieder eines exklusiven Bergführerklubs, in den man nur aufgenommen wird, wenn man eine Erstbesteigung aufweisen kann.

Als die Seilschaft den größten Teil der Wand bezwungen hatte, stiegen deutsche und italienische Bergsteiger über die Südroute auf und rüsteten sich auf dem fast 3000 Meter hohen Gipfel zum Empfang. Der Präfekt der Provinz Belluno ließ Goldmedaillen prägen mit der Inschrift: „Für die Erstbesteigung der Nordwand der Großen Zinne in direkter Linie von der Provinz Belluno“, dazu das Datum und die Namen der drei: Peter Siegert, Reiner Kauschke und Gerd Uhner.

Eine Leuchtkugel strahlte die Kunde von ihrem Sieg bis Misourina und Sexten: Fanal einer Bravourleistung, von der selbst eingefleischte Bergnarren nicht so recht wissen, ob man sie als ein grandioses Unternehmen oder einen Selbstmordversuch bezeichnen soll; zugleich Startschuß zu neuen Gipfeln. Peter Siegert, Reiner Kauschke und Gerd Uhner sind in den Stand der Helden aufgerückt. Jetzt erfaßt sie der Rummel der modernen Heldenverehrung. Die Medaillen waren nur der Anfang. Das italienische Fernsehen hat sie für drei Wochen nach Rom eingeladen. Dann geht es im Triumphzug durch Italien, Österreich und Deutschland. Empfänge, Vorträge, Partys, Ausverkaufte Säle und Einladungen. Autogrammstunden, Exklusivverträge mit Illustrierten, Scheinwerfer und Blitzlicht. Die größte Zerreißprobe, für ihre seelischen Kräfte vor allem, steht den dreien erst noch bevor.

Helden der Berge, schön und gut, das sind sie nun, das haben sie geschafft. Aber an der nachfolgenden Heldenverehrung nicht zu zerbrechen, das ist die viel schwierigere Kunst und es wäre den dreien nur zu wünschen, daß sie sich im wilden Strudel der kommerziellen Ausbeutung, in den sie jetzt geraten, ebenso behaupten wie in den eisigen Stürmen der Nordwand.

Ob das alles vernünftig und richtig ist? Ganz gewiß nicht. Höchstens ließe sich darüber streiten, ob es notwendig, vielleicht unumgänglich ist. Sicher ist nur eines: daß es gewollt ist; von niemand anderem gewollt als von den drei Gipfelstürmern selbst. Noch während sie in der Wand hingen, hatten sie bereits einen cleveren Manager, der in Misourina der Presse die Informationen verkaufte.

Die Väter des Alpinismus hatten anderes im Sinn. Wenn sie ihre Mauerhaken zu unbeweglichen Gipfeln einschlugen, dachten sie nur an das Bergerlebnis, ihre Tat ging nur sie selbst etwas an und niemand anderen. Als die Brüder Schmid aus München im Jahre 1931 die Nordwand des Matterhorns bezwungen hatten, fuhren sie anschließend stumm und heimlich auf ihren Fahrrädern nach Hause. Die Helden der Großen Zinne im Jahre 1963 sind umgehend zu neuen, weitaus heimtückischeren Gipfeln aufgebrochen: zu den Gipfeln der Publicity. Wie tief es hier hinuntergeht, das könnten ihnen die sagen, die hier schon abgestürzt sind.

G. A.



Maria Schell

Neue Filme

Besprochen von Hans Plück

Ich bin auch nur eine Frau

Verleih: Gloria

Hell und zu schöner Hoffnung berechtigt zeichnet sich am deutschen Filmhimmel ein Silberstreifen ab. Alfred Weidenmann, sich jüngst schon in „Julia, du bist zauberhaft“ überzeugend und wundervoll einfühlsam an W.S. Maughams ironischer Geistigkeit versuchend, scheint der rechte Mann zu sein, der deutschen Komödie, die lahm und lustlos im Rennen um internationale Plazierungen nachhinkt, wieder auf die Sprünge zu helfen.

In spürbarer Anlehnung an Amerikas rekordbrechendes Film-Lustical „Bettgeflüster“ ist Weidenmann bei dieser Story um Liebe, Sex und Psychotherapie verfahren. Und wenn er auch noch nicht immer mit treudeutschen Klischeevorstellungen aufräumen kann, wenn in seinem Film die Randfiguren ohne eigenwillig-echtes Leben bleiben und Randbegebenheiten nicht mit wünschenswert treffsicherer Zeitkritik gestaltet wurden, so vermag dieser Film gleichwohl auch den anspruchsvolleren Kinokenner für sich einzunehmen.

Denn hier sind Ansätze, die Großes versprechen. Hier gibt es in der Ausarbeitung des zentralen Themas gelöste, sehr subtil durchgeformte Bildsequenzen, hier gibt es solide und zugleich einfallsreiche technische Meisterschaft, und hier ist Komik, die sich nicht auf Klamauk und ausgeklügelte Gags gründet, sondern aus einem weisen Herzen und einer liebevollen Ironie erwächst. Als Sexualprotz mit später Reue Paul Hubschmid. An seinem Beispiel zeigt sich, wie fruchtbar eine längere Filmpause sein kann, wird sie sinnvoll auf Theaterbrettern ausgenutzt. Sein Spiel ist lockerer, frischer geworden, hat Schattierungen und zeitweilige Tiefe. Seine Gegenspielerin Maria Schell, eine attraktive Seelenärztin, sehr liebreizend, sehr gelöst und Hubschmid durchaus ebenbürtig, hat

einige rührend-zarte Momente im letztlich nutzlosen Aufbegehren gegen männlich-unbeirraren Jagdeifer. Feinempfindsame Zwischentöne klingen an.

Liebe und Wissenschaft, unberechenbare Natur und übertriebener Intellekt im frivolen Kräftepiel. Ein trotz amerikanischem Vorbild sehr europäischer Film.

Die dritte Dimension

Verleih: United Artists

Anatole Litvak, Vater vieler wichtiger, ehrlicher und bewundernswerter Filme, ist – so scheint's – bei seinem jüngsten geistigen Höhenflug unversehens und nicht ohne eigenes Verschulden auf kriminalistisch-psychologischem Glatteis gelandet.

Tief hat er in die kinematographische Mottenkiste gegriffen, hat ein abgedroschenes Thema und alteingespielte Effekte hervorgezaubert und dieselben flugs zu einer branchenüblichen Story verschachtelt, deren dramaturgische Mängel er durch makabre Aspekte moderner Seelenkunde aufzuwerten gedachte. Doch seine Rechnung stimmte nicht. Unschmackhafter Aufguß ist's, statt origineller Neuheit, herzhaftes Gähnen kommt auf, statt knisternder Spannung.

Kalte Faszination war geplant, magisch funkelnde Strahlkraft hinter einem durchsichtig gemachten Panorama gefährdeter menschlicher Seelen, was bleibt, ist enttäuschende Mittelmäßigkeit, der logischen Konsequenz streckenweise kaum mehr mächtig und atmosphärisch ohne jede Dichte. Ohne Konturen auch die beiden Hauptdarsteller Sophia Loren und Anthony Perkins, beider Spiel haftet nicht, ist unkonzentriert und geht nicht in die Tiefe. Es muß wohl auch am Drehbuch liegen. Alles in allem: Kleine Spekulation eines großen Regisseurs, banal, blutlos und blamabel.

Der Meistergauner

Über die Alpen kam in diesen Tagen ein neuer italienischer Filmspaß zu uns, der den Faden der allenthalben belachten „Meistergauner“-Filme ironisch-distanzierender Prägung wiederaufnimmt, ihn trefflich und amüsierlich weiterspinnt und ihn in ebenso originellen wie überraschenden Episoden durchvariiert.

Es ist dies die Geschichte eines keck-eleganten Prachtkerls zwischen schweren Jungs und leichten Mädchen, Narren und Ministern, Gendarmen und rüden Kumpanen, gleichbleibend charmant und beflissentlich gelassen vor und hinter schwedischen Gardinen.

Ein Feuerwerk von dramaturgischen Einfällen, grotesker Situationskomik, fabulierfreudiger Selbstironie, übersprudelnder Lebensfreude und verblüffenden Mustern frech-fröhlicher Gaunerpraxis wird da treffsicher vor uns abgespielt.

Scherz, Satire, Ironie und ein wenig tiefere Bedeutung, gefemt zu einer phantastisch schillernden Seifenblase rund um die ausgefallene Passion eines liebenswerten Nichtsnutzes.

An der Spitze eines prachtvollen Ensembles spielt Italiens Erzkomödiant und großer Shakespeare-Mime Vittorio Gassman, in einer Fülle von Verkleidungsrollen, in ihrer virtuos-spielerischen und doch zugleich sehr beherrschten Ausdeutung, jede für sich ein Kabinettstück hoher Schauspielkunst.

Jargongerecht und pointiert kommen die Dialoge, gestochen scharf die Milieuzeichnungen, wohlthuend dezent sind die sozialkritischen Lichter gesetzt.

Wahrheit und Moral schlagen augenzwinkernd Purzelbäume, und im Parkett bleibt kein Auge trocken.

Wir werden euch beerdigen

„Wir werden euch beerdigen“, heißt ein abendfüllender Dokumentarfilm der beiden Engländer Jack Leewood und Jack Thomas über die Entwicklung des Kommunismus von Marx bis zur Gegenwart. Der Film – so heißt es – vermeide jede politische Tendenz und wolle es jedem Betrachter selbst überlassen, aus aufgezeigten geschichtlichen Fakten eigene Schlüsse zu ziehen.

Bezeichnend?

In einem Londoner Filmtheater, auf dessen Programm ein Film über den Vogelfang stand, mußte man den Streifen wegen der Grausamkeit dargestellter Vorgänge vorzeitig absetzen.

Statt dessen wurde ein Dokumentarfilm über die Dschungelkämpfe mit den Japanern gezeigt.

Deutsche Filme in Ungarn

Unter den ausländischen Spielfilmen, die in Ungarn 1962 die meisten Besucher fanden, befinden sich zwei Streifen westdeutscher Produktion. Hinter dem amerikanischen Film „In achtzig Tagen um die Erde“ und dem italienischen Film „Rocco und seine Brüder“ lagen an 3. und 4. Stelle die beiden deutschen Filme „Auferstehung“ (1 277 000 Besucher) und „Frau Warrens Gewerbe“ (1 055 000 Besucher).

In naher Zukunft

Mit der Gründung einer deutschen Film- und Fernsehakademie kann nun in Kürze gerechnet werden. Vertreter des Bundesinnenministeriums teilten vor dem Bundestagsausschuß für Kulturpolitik und Publizistik mit, daß für die Gründung der Akademie im Etat 700 000 DM eingesetzt worden sind, dieser Betrag gegebenenfalls aber auch auf eine Million Mark erhöht werden kann. Die Kultusministerkonferenz will sich auf einer ihrer nächsten Sitzungen schon mit Einzelheiten dieses Projektes befassen.

Jahresrekord

Einen Jahresrekord von 270 Filmen konnte die italienische Filmproduktion 1962 verzeichnen. Die italienische Filmindustrie, die mit 7,41 Millionen Kinobesuchern vor allen anderen europäischen Ländern rangiert, hatte eine Gesamteinnahme von 50 Milliarden Lire (umgerechnet etwa 300 Millionen DM).

Zitat

Meinte Österreichs Vizekanzler Dr. Pittermann: „Ich persönlich bin der Ansicht, daß die Erhaltung einer lebensfähigen österreichischen Filmproduktion ein Akt der kulturellen Landesverteidigung ist.“

Filmpremien

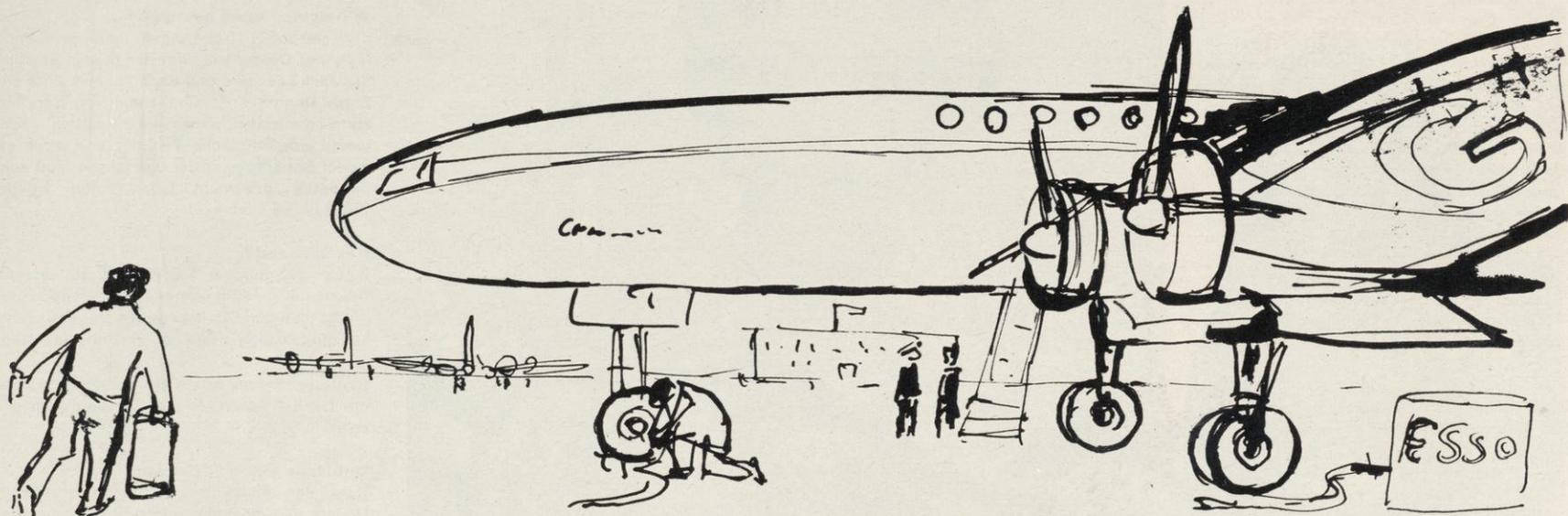
In einer Feierstunde in der Bonner Beethovenhalle hat Bundesinnenminister Höcherl die Spielfilm- und Drehbuchpremiere für das Jahr 1962 vergeben.

Premien von je 200 000 DM wurden an die Filme „Die Rote“, „Finden Sie, daß Constanze sich richtig verhält?“ und „Tunnel 28“ verteilt. „Menschen im Hotel“ und „Schachnovelle“, die schon im Herbst 1961 prämiert wurden, erhielten eine Zusatzprämie von je 50 000 DM, weil sie das Ansehen Deutschlands in besonderer Weise gefördert haben. Drehbuchpremiere von auch je 200 000 DM erhielten die Streifen „Das Lamm“ (Drehbuchautor: Frank Leberecht), „Der fliegende Teppich“ (Gregor von Rezzori), „Der Patriot“ (R. A. Stemmler und Falk Harnack), „Die Reiher“ (Herbert Reineker), „Ein Wochenende“ (Detten Schleiermacher) und „Endstation Freiheit“ (Gerhard T. Buchholz).

Die Drehbuchpremiere wurden erstmalig vergeben und müssen – wie Minister Höcherl betonte – als Starhilfe für neue Ideen verstanden werden.

Eine Bombe an Bord

Erzählung von Wolfgang Altendorf



Pedro hatte sich alles genau überlegt. Es mußte etwas geschehen. So konnte es auf die Dauer nicht weitergehen. Und deshalb wagte er auch das Abenteuer. Es war lebensgefährlich, wenn man nicht alles bedachte, und auch deshalb reizte es ihn. Die Jets schalteten aus. Diese Maschinen flogen in zu großer Höhe, und man konnte jämmerlich im Gepäckraum zugrunde gehen.

Seit Tagen beobachtete er den viermotorigen Clipper. Er war nicht im Linienverkehr eingesetzt, stand da, aufgetankt und startbereit, als warte er auf irgend etwas. Wahrscheinlich war er für private Zwecke gechartert worden. Höher als dreitausend Meter würde diese Maschine nicht fliegen, und in einer solchen Höhe würde es auch im Gepäckraum erträglich sein.

Es konnte tatsächlich nicht so weitergehen, daß er immer nur Koffer verlor, daß man ihn dafür stundenweise bezahlte, daß man ihn niemals fest anstellte. Er hatte genug davon. Das Abenteuer reizte ihn, aber es war nicht das Abenteuer allein. Die große Forderung des Lebens war längst an ihn herangetreten. Mit seinen fünfzehn Jahren hatte er seine Mutter, hatte er die vier Geschwister zu ernähren. Einen Vater gab es nicht mehr. Eines Tages hatte er zum Gewehr gegriffen, und er war erschossen worden. Immer wieder griffen in diesem heißen, unruhigen Land die Männer zum Gewehr, hie und da wurde einer von ihnen erschossen. Niemals gab es Ruhe, niemals. Das aber bekümmerte Pedro weniger. Er mußte aus der Sackgasse herauskommen, und das gelang ihm nur, wenn er seine Chance wahrnahm. Sie bestand in diesem heißen, leidenschaftlichen Land darin, aufzufallen, herauszustechen aus der Masse der Leute, anders zu sein als sie, mehr!

Außerdem wollte er fliegen. Er hatte genug davon, immer nur Koffer zu verladen, die Ladeluke zu schließen und dann zuzusehen, wie so ein Flugzeug startete. Es war notwendig, daß er selbst flog, und wenn er auch nichts sah auf dem Hinweg – oh, er hatte sich natürlich genau erkundigt. Auf dem Rückflug würde er in der Kabine sitzen, wie alle Passagiere. Zurück mußten sie ihn bringen, dahin zurück, wo er herkam. Man würde ihn, den blinden Passagier, beileibe nicht gut behandeln, aber es würde sich herumsprechen. Ein Reporter würde ihn fragen; vielleicht kam sogar ein Bild in die Zeitung. Man würde sich um ihn, um die Mutter, um die Geschwister kümmern. Gleichgültig was daraus wurde, es war notwendig! Und dann konnte er natürlich auch sagen: Ich bin geflogen, ich!

Es ging einfacher, als er je gedacht hatte. Eines Tages wurden Koffer in den Clipper verladen, und obwohl er sich nicht danach drängte, weil er nichts davon wußte, war er dabei, Koffer, nur eine einzige Karre voll. Der Laderaum unter dem Clipper faßte viel mehr.

Ricardo war dabei, das heißt, er kam zum Schluß mit einem einzelnen Koffer nachgekeucht und schimpfte. „Wo hast du deine Augen, Pedro! – Immer wieder muß ich euch Bengels etwas nachschleppen!“

Pedro konnte Ricardo nicht leiden. Der Bursche tat sich groß mit seinen neunzehn Jahren und natürlich hatte er längst seine feste Anstellung bei der Flughafenverwaltung in der Tasche. Er kannte alle Schliche, wußte genau, wo er einzuheften hatte, um weiterzukommen und würde wahrscheinlich eines Tages in der Direktion landen.

Pedro verstaute den Koffer und blieb sitzen. Er blieb einfach im Gepäckraum des Clippers und wartete. Ricardo war schon wieder auf dem Weg zur Frachtabteilung. Er blickte sich nicht einmal um.

Nun ist es soweit, dachte Pedro, und natürlich dachte er daran, aufzugeben, herauszuklettern aus dem Clipper, weiterzumachen, so wie immer. Ebenso natürlich war, daß er sitzen blieb. Plötzlich hörte er die Stimme des Bordmechanikers. „Madre de dios!“ rief er. „Alles muß man selbst machen!“ Er schloß die Luke, und die Finsternis fiel über Pedro herein. Still war es, ganz still, finster und still. Aber auch das war von Pedro sorgfältig erwogen worden. Er hatte eine Taschenlampe bei sich, eine Taschenlampe und Verpflegung. Er wußte nicht, wohin die Reise ging, wie lange sie dauern würde. Auf den Koffern stand nichts.

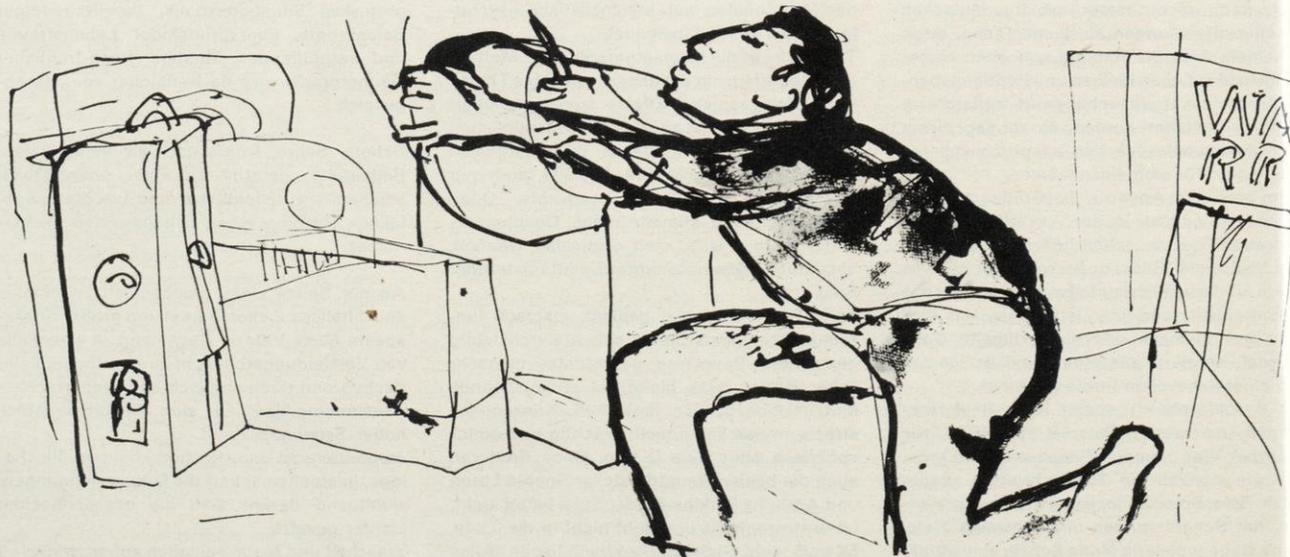
Das fiel ihm erst jetzt auf, und das war merkwürdig genug. Wahrscheinlich war bei Chartermaschinen das Gepäck inbegriffen im Preis. Vielleicht wurde nur die Maschine registriert, sonst nichts? So wußte er nicht einmal das Ziel, und das vergrößerte das Abenteuer. Es erregte sein Herz. Wann würde die Maschine starten? Es konnte jede Minute losgehen.

Plötzlich hörte er das Ticken. Vielleicht hatte er es schon lange gehört, aber erst jetzt, nach zehn Minuten etwa, seit er in diesem dunklen Gefängnis war, erreichte es sein Bewußtsein. „Da hat jemand einen Wecker im Koffer“, sagte er halblaut vor sich hin. Dann aber wußte er Bescheid. Jäh und unmittelbar traf es ihn. Auf diese Geräusche waren sie gedrillt worden. O ja, das Land schien niemals zur Ruhe zu kommen, dieses heiße, dieses leidenschaftliche Land. Immer wieder flammte die Revolution auf, ja, eigentlich erlöschte sie nie! Und ständig mußten die Fluggesellschaften auf der Hut sein vor den Anschlägen verwirrter Geister, denen ein Menschenleben oder hundert nichts bedeuteten, deren feiger Hinterlist man nur mit der größten Aufmerksamkeit begegnen konnte. Wer einen Sprengkörper, eine Höllenmaschine entdeckte, bekam eine hohe Belohnung.

Pedro leuchtete die Koffer ab, und dann wußte er, wo die Zeitbombe verborgen war. Ricardo hatte sie gebracht. Er hatte den Koffer in den Clipper geschmuggelt, er, sonst niemand.

Pedro täuschte sich nicht. In diesem braunen Koffer tickte es, und Ricardo hatte ihn keuchend und schimpfend hergebracht! Wild trommelte er gegen die Außenwand des Frachtraumes. „Aufmachen!“ schrie er, „Aufmachen!“ – Aber da war es schon soweit. Die Motoren sprangen an, übertönten das Ticken. Der Rumpf dröhnte, vibrierte. Pedro versuchte die Luke zu öffnen, krallte seine Finger in den Verschuß, aber das ging nur von außen, er wußte es. Er würde sich erst dann öffnen, wenn das Flugzeug unter der Gewalt der Detonation auseinanderbrach und in die Tiefe stürzte.

Grauen erfaßte sein Herz. Eingeschlossen war er in einem Käfig, aus dem es für ihn kein Entkommen mehr gab. Jetzt rollte der Clipper auf die Startbahn, hielt an, ließ die Motoren zur Prüfung aufbrüllen und startete sodann. Pedro merkte, wie das Flugzeug abhob, und nun hörte er auch das Ticken wieder. Es schien den ganzen Raum auszufüllen. Wenn es aussetzte, war seine letzte Sekunde gekommen. Wieder trommelte er mit seinen Fäusten, den Schuhen gegen die Wände seines finsternen Behältnisses. Die Angst raubte ihm fast die Besinnung. Er war unfähig, auch nur einen einzigen, klaren Gedanken zu fassen. Alles in ihm schien wund und zusammengepreßt. Die Furcht schüttelte ihn. Er kroch in die dem Koffer entgegengesetzte Ecke, aber das Ticken war auch hier hörbar, ja, es erschien ihm noch



lauter,
Sinn,
wollen
reißen
zutron
war in
nichts
wund
geträ
tickte
die Ze
leicht
den u
dern,
loser,
herab
stern
seine
über
des R
Luke.
er zu
man
ten n
glück
von,
tun.
Als
langt
die A
aber
erfü
Ents
Fäus
hatte
die i
dara
Es h
Wür
dara
ihm,
und
gela
Pass
ges
daß
er, b
star
ohn
Ich
Es r
Wie
kom
dure
Er w
nun
Flug
rech
land
Spr
una
wo
und
wei
Jun
zu
Die
sein
Die
Ihr
Rol
ver
Un
Wo
jed
wic
kor
wei
Er
fin
sei
er
ma
ges
Ka
we
hal
Un

lauter, noch drohender. Was hatte es für einen Sinn, die Luke mit allen Mitteln öffnen zu wollen, die Finger sich am Verschuß wundzureißen, mit den Fäusten auf der Klappe herumzutrommeln. Konnte er abspringen? Der Tod war ihm gewiß, so oder so, und es nützte auch nichts, daß er sein Abenteuer bereute, dieses wunderbare Abenteuer, von dem er so lange geträumt hatte. Es nützte nichts. Unaufhörlich tickte die Höllenmaschine, unaufhörlich rann die Zeit. Der Clipper zog seine Bahn, und vielleicht schwebte er in diesem Augenblick über den undurchdringlichen, schweigenden Wäldern, die von oben weiß aussahen wie einendloser, grüner Teppich. Er aber konnte nicht herablicken. Was er sah, ringsum, war Finsternis, nur hie und da vom schmalen Strahl seiner Taschenlampe durchfurcht. Er irrte über die Gepäckstücke, über die vier Wände des Raumes, die Decke, über die geschlossene Luke. Hörte er nicht Schritte über sich? Wenn er zur Decke lang konnte, vielleicht vernahm man ihn dann? Dort oben saßen sie und ahnten nicht, daß auch sie das schreckliche Unglück treffen würde. Nur er, er allein wußte davon, er aber war eingesperrt und konnte nichts tun.

Als er schließlich zu dieser Überlegung gelangt war, wurde er ein wenig ruhiger. Gewiß, die Angst schnürte noch immer seine Kehle, aber nun lähmte sie nicht mehr seinen Geist, erfüllte ihn nicht mehr mit jenem lähmenden Entsetzen, das ihm nur noch die Kraft seiner Fäuste, seiner Arme, seiner Beine belassen hatte. Alles Schreien war sinnlos. Er türmte die Koffer zu einer kleinen Pyramide, kniete darauf, schlug gegen die Decke und gab es auf. Es hatte keinen Sinn, wirklich nicht!

Würde er etwas spüren von diesem Ende? Würde er Schmerz empfinden? Und was war danach? Was würde mit ihm geschehen, mit ihm, der so voller Sünde, schlechter Gedanken und Streiche war? Wo würde seine Seele hingelangen? Und die Menschen über ihm, die Passagiere des Clippers? Was würde mit ihnen geschehen? Sie ahnten nichts, wußten nicht, daß das Ende nahe war. Sie konnten nicht, wie er, beten und ihre Seelen Gott anempfehlen. Sie starben, ohne bereut zu haben. Sie starben, ohne davon zu wissen. -

Ich muß helfen, muß, muß! schrie es in ihm. Es muß eine Möglichkeit geben!

Wie aber sollte er aus seinem Käfig herauskommen. Die Wände waren starr, fest, undurchdringlich. Das Flugzeug stieg und stieg. Er war eingekerkert, und es gab nur eine Hoffnung, die winzigste, aller Hoffnungen, daß der Flug bald beendet sein würde, der Clipper rechtzeitig noch auf irgendeinem Flugplatz landen, daß die Luke geöffnet würde, ehe die Sprengladung sich entzündete. Aber er zog unaufhörlich, unaufhaltsam seine Bahn, irgendwo über dem südamerikanischen Kontinent, und irgendwo würde er in der Luft zerplatzen, weil es keine Möglichkeit für ihn, den kleinen Jungen im Gepäckraum, gab, sich bemerkbar zu machen.

Die Zeit rann. Hatte er geschlafen. War er von seiner schrecklichen Angst betäubt gewesen? Die Taschenlampe brannte nur noch schwach. Ihr Schein beleuchtete die Verstrebrungen, die Rohre, die Leitungen des Clippers, die Kabelverbindungen.

Und auf einem dieser Stränge blieb er haften. Wo führten sie hin? Hatte er nicht gehört, daß jede einzelne Leitung in so einer Maschine wichtig sei? Waren sie nicht Adern in einem komplizierten Organismus? Was geschah, wenn man so eine Ader unterbrach?

Er nahm die Lampe zwischen seine Zähne und fingerte hastig in seiner Hosentasche nach seinem Taschenmesser. Nur mit Mühe konnte er es aufklappen und mit zitternden Händen machte er sich an die Arbeit. Gleichgültig was geschah, dachte er. Wenn ich das falsche Kabel erwische, wenn der Clipper abstürzt, weil ich das wichtigste Kabel durchgeschnitten habe, dann habe ich es wenigstens versucht. Und vielleicht habe ich Glück, vielleicht spürt



man droben, daß ich da bin, daß ich etwas zu sagen habe, daß es wichtig ist, wenn man nach mir sucht.

Eine kleine bläuliche Flamme zischte auf, und er spürte den elektrischen Schlag. Er schloß die Augen. Das Ticken hat ausgesetzt, dachte er, es ist zu spät! Er hielt den Atem an, und nun hörte er es wieder, aber er merkte auch, daß mit der Maschine etwas nicht in Ordnung war. Es war, als sei sie im Nerv getroffen, und nun spürte er, daß sie niederging. -

In der Finsternis, nur unterstützt durch den Schein einer schwach leuchtenden Lampe, ohne zu wissen was nützlich und richtig sein könnte, hatte er getan, was notwendig war. Er hatte das Notwendige im rechten Augenblick getan, als der Clipper, seitlich am Flugplatz von San Fernando vorbei, den Kurs auf das Gran-Sabana-Gebirge gewinnen wollte. Rot leuchtete das Warnlicht im Cockpit auf. Die beiden rechten Motoren setzten jäh aus, und der Clipper glitt nach rechts ab. Aber der Pilot fing seine Maschine wieder ab, denn er war sehr tüchtig in seinem Fach, drehte und setzte zur Landung an.

Schließlich entdeckten sie den blinden Passagier in seinem finsternen Käfig. Er sprang heraus durch die Luke, schrie, daß sich eine Bombe im Gepäckraum befände und das Entsetzen stand in seinem Gesicht. Niemand hielt sich nun länger als nötig in der Nähe dieses Flugzeuges auf, denn niemand zweifelte daran, daß Pedro recht hatte. Ein Attentat auf den Minister! - Das war in diesem Lande nicht ungewöhnlich. Sieben Minuten später detonierte die Höllenmaschine und riß ein großes Loch in die Seitenwand des Clippers. Jedem wurde sofort klar, was geschehen wäre, wenn sich nicht dieser kleine Junge da in seinem unheimlichen Gefängnis bemerkbar gemacht hätte.

Auch der Minister wußte es, jener Mann, dem der Flug und dem die Bombe gegolten hatte. Er legte seinen Arm um Pedros Schulter, zog ihn an sich. „Ich dachte, ich sei allein“, sagte er. „Aber ich bin es nicht. Ich habe einen Freund, von dem ich nichts wußte. Er rettete mir das Leben. - Hast du große Angst gehabt?“

Pedro nickte.

„Ich kann es mir vorstellen“, sagte der große Herr. „Wir fliegen zurück!“ befahl er seiner Begleitung, und mit Nachdruck setzte er hinzu: „Fliegen!“ - Er lächelte. „Allerdings fliegen wir nicht ohne diesen kleinen Burschen da, der uns Glück bringt!“

So saß Pedro, ganz wie er es sich ausgemalt hatte, damals, vor langer, langer Zeit, damals, als er noch ein kleiner, winzig kleiner Junge gewesen war - Sekunden sind Jahre, wenn man sie wie er erlebte! -, saß in der geräumigen Jet neben dem großen Mann und blickte hinab auf den grünen Waldteppich, den nichts unterbrach als die trägen, schlangengleichen Windungen des Flusses Apure.

Ricardo wurde verhaftet, und er hatte nichts eiligeres zu tun, als jene Hintermänner zu nennen, die ihm den gefährlichen Koffer übergeben hatten. Sie saßen da, als man sie festnahm, saßen und warteten auf die Nachricht über das geglückte Attentat. Man muß ausharren, dachte der Minister, wenn sein Amt schwierig war, ausharren und nach einer Möglichkeit suchen, wie Pedro, auch wenn es aussichtslos erscheint.

Pedro wollte Pilot werden und besuchte nun die Schule auf Kosten seines großen Freundes, auf Kosten des Herrn Ministers. Auch seine Mutter lebte besser, auch seine Geschwister. Die Zeitungen hatten Bilder von ihm gebracht; seine Geschichte war überall erschienen. Vielleicht wird er Pilot, vielleicht Rechtsanwalt, vielleicht Minister. In einem Land voller Leidenschaft ist alles möglich, und an Mut wird es ihm bestimmt nicht mangeln.

Zeichnungen: Joachim Braatz

Neues Heim der Gewerkschafts- jugend am Tegernsee



Fotos: Udo Hoffmann



Günther Stephan sprach zur Eröffnung des Heims

Der symbolische Schlüssel wird überreicht ▶



Ein erfreulicher Anblick: die ersten Gäste



D
wurde
Erho
hier
treff
Auf
men
und
ange
Bun
Im S
die
zum
Gas
hier
Abf
zwa
gelä
In ei
über
gen
der
DGR

Mahnmal für Carl von Ossietzky



Das ist ein guter Beginn für die Gewerkschaftsjugend, denn Anfang des Jahres wurde ihr am schönen Tegerensee ein neues Erholungsheim übergeben. Früher traf sich hier die Filmprominenz von Geiselgasteig, nun treffen sich in dem Heim mit seinen schönen Aufenthalts- und modernen Wirtschaftsräumen, dem ein Neubau mit geräumigen, hellen und praktisch eingerichteten 3-Bett-Zimmern angefügt wurde, junge Gewerkschafter aus der Bundesrepublik zu Erholung und Gespräch. Im Sommer lockt der See zum Bad, im Winter die herrliche Landschaft rings um das Heim zum Skifahren. Und da nicht jeder, der als Gast ins Heim kommt, Bretter hat, kann er sie hier leihweise bekommen. Wer aber zünftige Abfahrtsläufe liebt, kann mit dem Bus in zwanzig Minuten das herrlichste Abfahrtsgebiet im Gebirge erreichen. In einer Feierstunde zur Einweihung des Heims übergab der Architekt des Heims dem Kollegen Willi Ginhold, der früher für die Jugend der Gewerkschaften im Bundesvorstand des DGB zuständig war und heute in seiner Tätig-

keit in der Gesellschaft für Jugendheimbau und Verwaltung sein Herz für die Jugend bewahrt hat, den symbolischen großen Schlüssel. Günther Stephan dankte im Namen des Bundesvorstandes des DGB. Er wies in seiner Ansprache an die Gäste darauf hin, daß die arbeitende Jugend noch manche Forderung an den Gesetzgeber zu stellen hat und wandte sich besonders gegen die Durchlöcherung des Jugendarbeiterschutzes. Je mehr die Führung eines Staates wirkliche demokratische Gesinnung in ihrem Handeln zeige, je mehr trage sie dann auch zu einer demokratischen Bewußtseinsbildung der Jugend bei. Die Gewerkschaften, die ihre Jugend nicht gängeln wollen, hätten auf dem Bundeskongreß in Hannover bewiesen, daß es ihnen ernst sei mit der politischen und gesellschaftlichen Erziehung der Jugend, deshalb sei ihre Arbeit nicht eingeschränkt worden. Sie vertrauen auf die Jugend, die neben ihrem guten Willen sich auch die notwendigen Kenntnisse erwerben müsse, um den in sie gestellten Erwartungen gerecht zu werden.



Erst auf Grund der Inhaftierung des Spiegelherausgebers Rudolf Augstein erinnerte man sich in Deutschland in starkem Maße wieder des Friedensnobelpreisträgers Carl von Ossietzky. Studenten der deutschen Universitäten wiesen während der Demonstration für die gefährdete Pressefreiheit auf Parallelen zwischen von Ossietzky und Augstein hin. Die Parallele liegt aber lediglich darin, daß beide wegen „Landesverrat“ mit der Justiz in Konflikt gerieten. Vor dem Fall Augstein erinnerte man sich in Deutschland kaum und nicht in entsprechendem Maße seines Friedensnobelpreisträgers. Obwohl – wenn eine Wertung bei diesem Preis gestattet ist – der Friedensnobelpreis der wertvollste ist. Das zeigt sich allein schon daran, daß er nicht mit den anderen Sparten des Preises zusammen übergeben wird, sondern in einer separaten Feierstunde in Oslo. Carl von Ossietzky, von Jugend auf Pazifist, war ein großartiger Stilist – scharf, witzig und elegant. Der begabte Schreiber wurde außenpolitischer Redakteur der „Volkszeitung“ und ab 1924 Mitherausgeber der „Weltbühne“, einer nicht auflagenstarken Streitschrift der intellektuellen politischen Linken in der Weimarer Republik, an der Kurt Tucholsky unter seinen fünf Namen schrieb. Das Blatt war den Regierungen auf Grund seiner Schärfe und enthüllenden Veröffentlichungen nicht gerade bequem. Konflikt mit der Justitia bekam von Ossietzky im Jahre 1929. Er ließ in seinem Blatt einen Beitrag veröffentlichen, aus dem hervorging, daß das Verkehrsministerium in seiner Sektion M unter Verletzung der Verfassung, die zu Einhaltung des Versailler Vertrages verpflichtete, rein militärische Ziele verfolgte. Nach einem Spionagegesetz aus dem Jahre 1914 – aus Kaisers Zeiten – wurde er angeklagt, militärische Geheimnisse verraten zu haben. Der Fall kam vor die Vierte Kammer des Reichsgerichtes in Leipzig, die Verhandlung fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Am 22. November 1931 wurde Carl von Ossietzky wegen „Landesverrat“ zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Die Möglichkeit einer Revision verwarf er. Nach sieben Monaten wurde er auf Grund einer Amnestie wieder auf freien Fuß gelassen. Sofort nahm er die Arbeit an der „Weltbühne“ wieder auf. Äußerst nüchtern schätzte er auch die politische Lage damals ein und wurde daher ein erbitterter Gegner der Nationalsozialisten. Carl von Ossietzky, der keiner Partei angehörte, vertrat die Ansicht, daß nur die geschlossene Arbeiterschaft mit den Faschisten fertig werden könnte. Am 26. Februar 1933 – die Nazis waren schon an der Macht – hielt er noch einen Vortrag vor deutschen Schriftstellern. Hierbei wurden die Möglichkeiten einer geeinten Front gegen die Nationalsozialisten erörtert. Am 27. Februar, einen Tag danach, brannte der Reichstag. Carl von Ossietzky wurde, wie viele freiheitsliebenden Kräfte in Deutschland, inhaftiert. Die Möglichkeiten zu emigrieren, die ihm vorher mehrmals angeboten wurden, hatte er immer ausgeschlagen. Seine Meinung: „Wer emigriert, spricht hohl ins Land hinein.“ Er wurde nach seiner Verhaftung in das KZ Sonnenberg eingeliefert und später in das Emsland-Lager Papenburg-Esterwegen, einem uralten Straflager im Moor, überführt. In diesem Lager saß von Ossietzky zusammen mit anderen politischen Häftlingen, vor allen Dingen auch mit Kriminellen. Die Nazis versuchten von Anfang an politisch Andersdenkende und Kriminelle gleich zu behandeln, um den Unterschied zu verwischen. Die überaus harte Strafarbeit im Emsmoor, die Quälereien der Bewacher und die schlechte Ernährung ließen den körperlich Schwachen schnell gesundheitlich zusammenbrechen. Sein überaus schlechter Gesundheitszustand wurde bald nach außenhin getragen. Politiker und Künstler aus Deutschland, die sich in der Emigration befanden, und politische Kräfte in den USA reichten 1935 den Antrag ein, Carl von Ossietzky den Friedensnobelpreis zu überreichen. Zu den Befürwortern gehörte auch

der jetzige Regierende Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt. Am 23. November 1936 fällte das Komitee die Entscheidung, von Ossietzky den Friedensnobelpreis für 1935 rückwirkend zu verleihen. Diese Entscheidung wurde unter den freiheitsliebenden Kräften in Deutschland und in der Welt enthusiastisch gefeiert, bei den Konservativen erregte sie Empörung, und die Nazis schäumten vor Wut.



Der deutsche Friedensnobelpreisträger durfte den Preis nicht persönlich entgegennehmen. Er blieb weiterhin in Haft und starb am 4. Mai 1938 an Tuberkulose, die er sich im KZ von Papenburg geholt hatte. Wie eingangs geschildert, wurde es um das deutsche „Friedens- und Widerstandssymbol“ Carl von Ossietzky nach dem Kriege unverdient ruhig, bis jetzt, wegen Rudolf Augstein. Aber die Vergleiche zwischen beiden sind natürlich sehr dünn. Wie sieht es aber an der Stelle aus, an der der große deutsche Mann unter brutaler Nazi-Willkür litt und sich die todbringende Krankheit holte? Das KZ Esterwegen, von den Einwohnern des Dorfes und der naheliegenden Stadt Papenburg/Ems Straflager genannt, diente nach dem Kriege noch kurze Zeit als Flüchtlingslager und wurde dann abgerissen. Man sieht heute nur noch die Grundrisse einiger Baracken. Weder eine Erinnerungstafel noch ein Mahnmal weisen darauf hin, daß hier aufrechte Männer für ihre Ideen von den Nazis übel behandelt wurden. Nichts erinnert daran, daß hier der Mann, der als Deutscher mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde, von Deutschen zu Tode gepeinigt wurde; man ging mit dem Abbruch des Lagers darüber hinweg. Es wäre angebracht, an den Grundrissen des KZ's oder an der bei Esterwegen vorbeiführenden Landstraße Emsland-Oldenburg zumindest eine Mahntafel für den hier gepeinigten Friedensnobelpreisträger zu errichten. Bisher verschwendeten „offizielle“ Stellen bei uns offensichtlich für diese selbstverständliche Sache noch keinen Gedanken. Wäre es nicht darum die Aufgabe einer Gewerkschaftsjugendgruppe aus Niedersachsen oder anderer Länder der Bundesrepublik, sich um die Errichtung einer solchen Mahntafel zu kümmern? Vielleicht kann es sich ein DGB-Landesbezirksjugendausschuß oder gar der Bundesjugendausschuß zur Aufgabe machen. Hier gilt es, daß die Gewerkschaftsjugend „offizielle“ Stellen korrigiert und sich bemüht, an jener Stelle in Papenburg-Esterwegen ein Mahnmal für Carl von Ossietzky zu schaffen.

Dieter Schmidt

Verbannt die Bombe!

Demonstrationen in den Niederlanden

Text und Fotos: Leonard Freed



Am 5. Januar 1963 organisierte das „Comité 1963 für den Frieden“ in den holländischen Städten Amsterdam, Rotterdam und Apeldoorn Protestmärsche mit anschließenden Kundgebungen. Hunderte Amsterdamer, die meisten davon Jugendliche, waren trotz des besonders schlechten Wetters zur Teilnahme an dem Zug durch die Stadt gekommen. Sie führten Spanntücher, Plakate und das international anerkannte Anti-Bomben-Zeichen (ND-Zeichen – ND = nuclear disarmament) mit sich. Berittene Polizei begleitete den Demonstrationzug bis zum Versammlungslokal. Hier wurden die Demonstranten noch von anderen Comité-Mitarbeitern begrüßt. Am Haupteingang wurden Informationen, Liedertexte und Protestbriefe mit Platz für jeweils 25 Unterschriften zur Vorlage bei der niederländischen Regierung ausgeteilt.

Informiert wurde über Zweck und Zielsetzung des „Comités 1963 für den Frieden“, das 1960 gegründet wurde und jedes Jahr seinen Namen in Übereinstimmung bringt mit dem laufenden Kalenderjahr. Als ausführendes Komitee, das von einer Anzahl zusammenarbeitender Organisationen den Auftrag empfangen hat, Demonstrationen zu organisieren, **vornehmlich gegen die Kernwaffen**, lautet sein allgemeiner Auftrag auch heute noch:

Protestieren gegen die Anfertigung, Lagerung, Tests und den Gebrauch von Kernwaffen, überall auf der Welt und gleich für welchen Zweck.

Die direkten Forderungen sind:

1. Keine Lagerung von Atomköpfen in den Niederlanden.
2. Beendigung der A-Bomben-Versuche überall auf der Welt.
3. Atomwaffenfreie Zone in Europa.
4. Abschaffung der Atombewaffnung durch jedes Land.

Alle Mitarbeiter stellen sich dem Komitee freiwillig zur Verfügung und sind weder registriert noch zahlende Mitglieder, wie Vereinigungen diese kennen. Das Komitee stellt als einzige Forderung an seine Mitarbeiter, daß sie vollkommen mit seiner Zielsetzung übereinstimmen und auf dieser Basis zusammenarbeiten wollen.

Im September 1961 wurde das Komitee durch eine „Jugendaktion für den Frieden“ verstärkt eine spontan durch persönliche Initiative entstandene Jugendgruppe, die unter der Leitung des Komitees arbeiten wollte und die Abenddemonstrationen organisierte, die gegen die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche durch die Sowjetunion (25. Oktober 1961) und gegen die Wiederaufnahme durch die USA am 1. November 1961 protestierten.

Im abgelaufenen Jahr haben sich zahlreiche neue Jugendgruppen gebildet, die unter Leitung des Komitees arbeiten und Demonstrationen in verschiedenen holländischen Städten mit Fahrten durch etwa 50 Plätze und öffentlichen Zusammenkünften und Ansprachen organisiert haben. Man schätzt, daß dadurch an drei Demonstrationstagen im ganzen Land etwa 6000 Menschen in Aktion waren. Es wurden 500000 Bekanntmachungen des Friedens-Comités verteilt und zahlreiches anderes Propagandamaterial. Die Reaktionen von Presse, Radio und Fernsehen waren gut. Das Komitee bezeichnet seine Entwicklung als hoffnungsvoll. Die Zahl der örtlichen Aktionskomitees steigt ständig. Zur Zeit sind es 80 plus einer großen Anzahl verstreuter Mitarbeiter.

Andere, meistens durch Jugendliche organisierte Demonstrationen in Den Haag und Amsterdam und auch an anderen Plätzen, waren spontane Äußerungen, wofür allein die Demonstranten selbst die Verantwortung trugen, obwohl eine Anzahl davon auch im Friedens-Comité mitarbeitete.

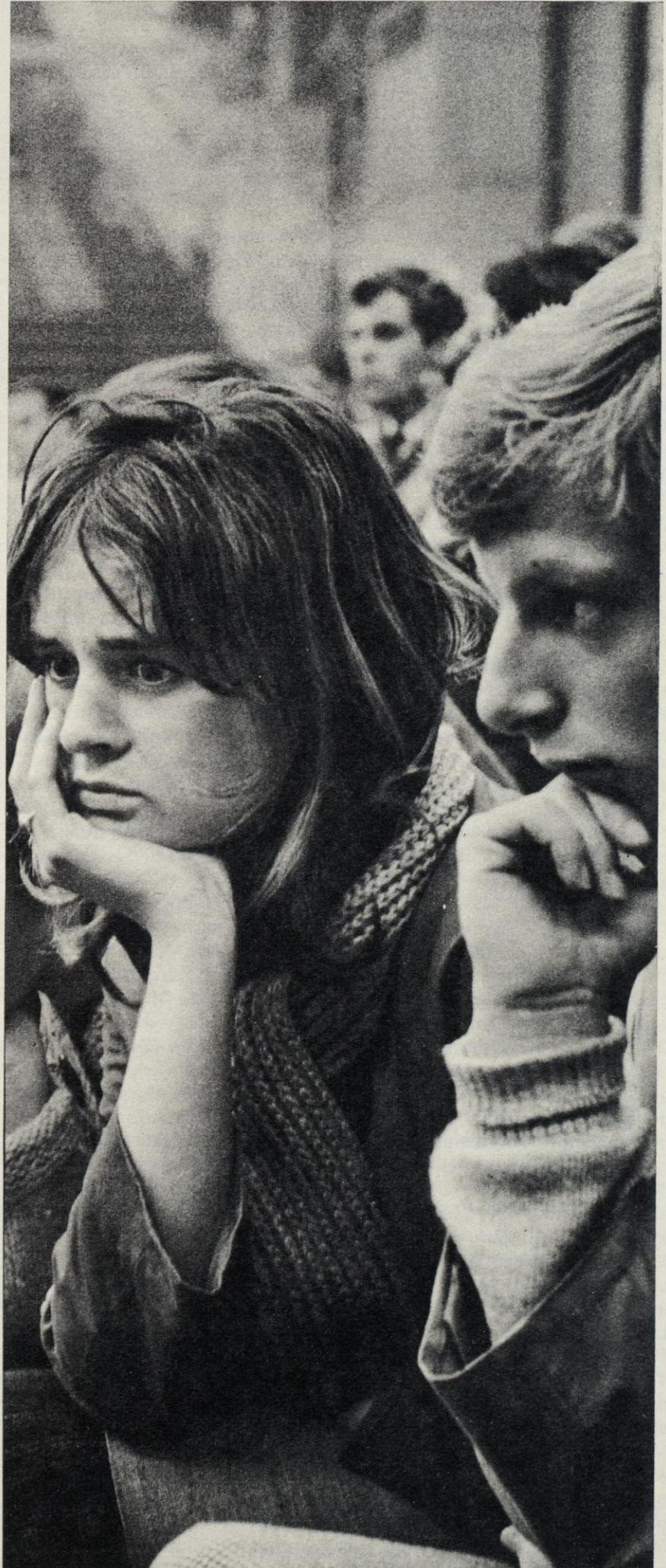
Der Deutsche Gewerkschaftsbund und die in ihm vereinten Gewerkschaften beteiligen sich an dem vom Zentralkomitee der Atomwaffengegner veranstalteten Ostermarsch 1963 nicht.

Die Forderungen der Gewerkschaften für eine allgemeine, kontrollierte und weltweite Abrüstung und die Ächtung der Atomwaffen werden, wie in jedem Jahr, auch 1963 auf den Maidankundgebungen der Gewerkschaften mit Nachdruck vertreten.



„An alle Völker! Abschaffung von Militär-Pakten“

Schrecken spricht aus ihren Augen, wenn sie sich das alles realistisch vorstellt, wovon gerade auf der Rednerbühne gesprochen wird. ▶



Jugend in Japan

Ein Bericht von Hans Dieter Kley

Bis 1945 hatte Japan über zwei Jahrtausende lang in den strengen Traditionen eines starren Gesellschaftssystems gelebt. Der Lebensweg eines jeden Japaners war genau vorgezeichnet; er hatte widerspruchslos seine Aufgaben in der Familie und im Staat zu erfüllen. Eine Auflehnung gegen die kaiserlich-göttliche Obrigkeit und den väterlichen Willen gab es nicht.

Diese Autoritätsgläubigkeit machten sich vor dreißig Jahren die japanischen Militaristen zunutze. Sie führten Japan in einen Krieg, dessen Anfangserfolg der eifrig propagierten These, Japan sei zur Beherrschung der Welt bestimmt, recht zu geben schien. Die völlige Niederlage 1945 bewies, daß diese Ideologie ein Märchen war.

Unter der jungen Generation Japans kann man heute einen echten Abscheu gegen alles Chauvinistische und Militärische feststellen. Die Wiederbewaffnung konnte nur im bescheidenen Rahmen einiger sogenannter „Selbstverteidigungseinheiten“ durchgeführt werden. Zehntausende demonstrierten gegen den japanisch-amerikanischen Sicherheitsvertrag.

Zuerst waren es die Amerikaner, die der jungen Generation Japans neue Ideale zu geben versuchten. Sie machten den Japanern das Verbrecherische der einstigen Militärdiktatur bewußt. Die Sehnsucht nach einem absoluten Pazifismus war im japanischen Volke nach den furchtbaren Erfahrungen von Hiroshima und dem verlustreichen Mehrfrontenkrieg nur zu groß. So träumten die jungen Japaner von einem „asiatischen Österreich“, von einem Land, in dem Gelehrte und Künstler respektiert und das Militär geächtet wurde. Man wollte sich ganz den beruflichen und kulturellen Aufgaben widmen.

Leider fuhr der Kalte Krieg wie ein eisiger Wind durch diese Träume: China war unter die rote Diktatur geraten. In Korea versuchten die Kommunisten, weiter vorzudringen. Japan war abermals von totalitären Mächten bedroht. Es stand fest, daß die neugewonnene demokratische Freiheit nur durch die Bindung an das westliche Lager erhalten werden konnte.

Den jungen Japanern wurden aber noch andere Illusionen geraubt: Man hatte sie nach Kriegsende das Lincolnsche Ideal von der Gleichheit der Menschen und von den gleichen Chancen gelehrt. Doch als die jungen Menschen die Schule verließen, mußten viele von ihnen feststellen, daß die beruflichen Möglichkeiten in Japan und die menschlichen Beziehungen noch nicht demokratischen Grundsätzen entsprechen. Da braucht man für eine mittelmäßige Stellung die Fürsprache eines einflußreichen Patrons. Es gibt Privatschulen und exklusive Universitäten, deren Gebühren nur für die Söhne und Töchter der reichen Familien erschwinglich sind. Es zeigt sich, daß die Familienbeziehungen immer noch eine große Rolle im sozialen und wirtschaftlichen Leben spielen.

Man braucht im heutigen Japan eine akademische Ausbildung, Titel und Diplome, wenn man es zu etwas bringen will. Der Andrang zu den Universitäten ist gewaltig. Die Aufnahmeprüfungen sind ungewöhnlich schwer und bedürfen oft ein ganzes Jahr der Vorbereitung. Hunderttausende von Studenten werden jährlich abgewiesen; und viele junge Japaner müssen sich verbittert eingestehen, daß sie ihr Lebensziel nur unter großen Entbehrungen oder nie erreichen werden.

Man hat ausgerechnet, daß das durchschnittliche Familieneinkommen in Japan etwa 250 DM im Monat beträgt. Das ist, ge-



Fotos: Mario Garrubba



messen an den asiatischen Nachbarstaaten, recht viel, aber für ein hochindustrialisiertes Land zu wenig. Ein Student, der die Hochschule verläßt, kann in der Regel nur mit einem Anfangsgehalt von 180 bis 200 Mark rechnen. Ein Universitätsprofessor verdient monatlich etwa 400 bis 500 Mark. Und im Handwerk und in den vielen Kleinbetrieben Japans sind die Löhne besonders niedrig, weil sich für eine freie Stelle sogleich zahlreiche Anwärter finden. Der Existenzkampf ist in Japan ungemein hart. Man kann es den jungen Menschen nicht verdenken, wenn sie sich frühzeitig zu einem Beamtenberuf hingezogen fühlen.

Die Jugend Japans strebt mehr als die Jugend eines anderen asiatischen Landes nach dem Neuen. Die Japaner haben sich als die gelehrigsten Schüler des Westens erwiesen, und dank einer zielbewußten politischen Führung hat Japan auch in der Demokratie unter allen Ländern Asiens die besten Fortschritte gemacht. Aber das schließt nicht aus, daß viele Japaner aufmerksam nach Rotchina blicken. Nicht nur, weil man dort in Zukunft einen riesengroßen Markt von mehr als sechshundert Millionen Menschen beliefern könnte, sondern auch deshalb, weil man von der verführerischen Propaganda eines dynamischen kommunistischen China fasziniert ist. Heute fragt man sich, ob den Japanern die Bereitschaft zum Gehorsam und zur Abhängigkeit nicht doch allzusehr im Blute liege, als daß eine Hinwendung zu einem kommunistischen Zwangssystem in Krisenzeiten unmöglich wäre.

Freilich, die Kommunisten erhielten bisher bei den Wahlen nie mehr als 5 v. H. der Stimmen. Doch läßt es sich nicht übersehen, daß ein großer Teil der intellektuellen Jugend für den Kommunismus eintritt. Immer wieder ist es in den letzten Jahren zu beunruhigenden Massendemonstrationen gekommen.

Ich sah an einem Abend über zwei Stunden lang einem solchen Demonstrationszug zu. Junge Männer und auch Mädchen zogen mit roten Fahnen, Papierlaternen und roten Kopftüchern an mir vorbei. Ein Einpeitscher gab den einzelnen Gruppen durch ein Sprechrohr das Stichwort zum Schreien. Es wurde einem angst und bange, wenn man sich die Menschenmassen in einem Zustand der Gewalttätigkeit vorzustellen versuchte. Die Zahl der Demonstranten wurde auf vierzigtausend geschätzt; doch die „Japan Times“ erwähnte diesen Auftritt am nächsten Tag nur mit ein paar Zeitungszeilen. Mir wurde später noch oft gesagt, es sei üblich, daß fast jeder japanische Student mit dem Kommunismus sympathisiere. Sobald man aber einen Beruf und eine Familie habe, sei es mit dieser Sympathie vorbei.

Tonangebend bei den Demonstrationen ist die kommunistische Gruppe des japanischen Studentenbundes „Zengakuren“. Die Mehrheit dieser Studenten bezeichnet sich als „Trotzkisten“. Sie verachten Chruschtschow als einen „Verräter am Leninismus-Marxismus“. Diese trotzkistischen Studenten sind ein Symbol für eine weitverbreitete politische Verwirrung, die der aus dem Westen importierte, vielfach unverstandene, mit marxistischen Ideen angereicherte Liberalismus unter der Jugend Japans hervorgerufen hat. Man betrachtet sie trotz ihrer gewalttätigen Ausfälle mit Milde. Einerseits, weil die ältere Generation ein schlechtes Gewissen hat, zum anderen, weil Akademikern und Studenten in Japan ein gewisser Respekt entgegengebracht wird.



Von ganz anderem Schlag ist eine Kategorie junger Japaner, die das Geldverdienen zu ihrer Lebensphilosophie gemacht hat. Sie repräsentieren einen nüchternen, illusionslosen Typ, der besonders in der Geschäftswelt und in den Vergnügungsvierteln anzutreffen ist.

Dann gibt es in Japan auch eine bemerkenswerte Zahl von „Halbstarken“, die den Helden der Comic-Hefte und der amerikanischen Wildwestfilme nachzueifern versuchen. Auch in ihren Missetaten, so heißt es, komme der Protest gegen die veralteten Ordnungen zum Ausdruck; vor allem aber zwickt sie wohl der jugendliche Übermut. Alle drei Kategorien – die zornigen Studenten, die smarten jungen Geldverdiener und die übermütigen Radaumacher – bezeichnet man in Japan mit dem Wort „Apure-geru“. Es heißt soviel wie Nachkriegszeit und kommt von dem französischen Wort *après-guerre*.

Wie in Gesamtostasien, so kann man auch in Japan beobachten, daß Altüberkommenes neben Neues gestellt wird. Da arbeiten die Menschen in zwanzigstöckigen Bürohäusern und vollmechanisierten Betrieben – aber zu Hause leben sie in traditionsgeohnter Einfachheit auf Bastmatten und im Kimono. Kokett gekleidete junge Mädchen bevölkern mit ihren modisch westlich orientierten Freunden die Bars – und doch bestimmen in vielen Fällen noch die Eltern den Ehepartner. Auf den ersten Blick glaubt man, Japan sei zu einer Kolonie westlicher Lebensgewohnheiten geworden – bis man hinter der Fassade auf Fremdartiges stößt. Die Fähigkeit der Japaner, sich Fremdes anzueignen und sich anzupassen, ohne damit seine Eigenart aufzugeben, ist nach wie vor erstaunlich.

Der Begriff der „unbewältigten Vergangenheit“ ist den Japanern fremd. Ihre Ethik erlaubt es ihnen, das Geschehene auf sich beruhen zu lassen und nicht weiter darüber nachzudenken. Im übrigen neigt man in Asien dazu, die Geschichte eher in Jahrhunderten und Jahrtausenden zu sehen als in Jahren und Jahrzehnten. Was wir heute beobachten, ist vielleicht nur ein kurzer Übergang zu neuen Entwicklungsstufen und zu einer unbekanntem Zukunft.

Unsere Zeiten

Von John Steinbeck

Ich war auf ein gewöhnliches Interview vorbereitet. Wie viele Kinder haben Sie? Was schreiben Sie jetzt? Statt dessen wurde ich gefragt: Warum schreiben die Amerikaner in so großem Maße über ihre Vergangenheit, über die alten Zeiten Amerikas? Warum werden so viele historische Romane geschrieben und begierig gelesen? Mit einem Wort, warum schreibt niemand über die Gegenwart? Die Frage war erschreckend. Nicht nur, weil sie berechtigt ist, sondern weil sie uns so nahe liegt, daß wir sie selbst nicht sehen. Ich kann niemanden anklagen, denn ich schrieb in den vergangenen Jahren selbst Bücher voll Heimweh nach toten Zeiten und versuchte, Vergangenheit lebendig zu machen. Ich schrieb sogar mehrere Kurzgeschichten über meine eigene Kindheit. Mir scheint, ich war von meiner eigenen Arbeit so erfüllt, daß ich vergaß, um mich zu blicken. Physiker, Mathematiker und Biochemiker schreiben über unsere Zeit aber amerikanische Dichter setzen sich kaum mit ihr auseinander.

Wenn wir nun nicht über unsere Zeit schreiben? – warum nicht? Schreckt uns die Verwirrung, die scheinbare Ziellosigkeit? Ich glaube es nicht. Ich kann mir keine historische Epoche denken, die nicht die Leute verwirrt, deren Gegenwart sie war. Befinden wir uns vielleicht in einer Art Übergangsperiode, in der keine Richtung erkennbar ist? Vielleicht spielt das eine Rolle.

Fürchten wir uns vor Irrtümern? Ein Schriftsteller kann sich immer irren, und wenn er recht hat, hat er meistens nur teilweise recht. Sollte der Schriftsteller in unserem Zeitalter der Organisation und der Bürokratie Furcht vor Repressalien haben? Ich glaube, das gilt nur für Autoren von geringem Niveau. Ist es einfach Trägheit? Scheut man die Anstrengung, die es kostet, die Augen aufzumachen und zu urteilen? Das dürfte der Wahrheit am nächsten kommen und am meisten zu tadeln sein. Es ist erschreckend, daß wir keinen Bericht aus unserer Zeit hinterlassen. Ein künftiger Historiker wird kaum einen Zugang zu unseren Ansichten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Sitten haben, es sei denn durch andere Medien als durch den Roman.

Wir leben in erstaunlichen Zeiten – wahrscheinlich den interessantesten in der Geschichte der Menschheit. Den immensen Sprung der Technik haben wir geistig noch nicht bewältigt. Wir sind wie Kinder vor einem phantastischen, selbstgebastelten Gegenstand; wir warten gespannt darauf, was er wohl tun wird. Wird er uns benutzen oder wir ihn? Werden wir ihn mißbrauchen? Wahrscheinlich machen wir von ihm, wie bisher von allen Dingen, schlechten und guten Gebrauch zugleich. Wenn sich Verhältnisse ändern, müssen wir nicht a priori annehmen, daß sie sich verschlechtern? Die Geschichte beweist das Gegenteil. Von kurzen Unterbrechungen und Verzögerungen abgesehen, haben sich die Beziehungen von Mensch zu Mensch seit dem Beginn der Geschichte ständig verbessert. Warum sollte diese Entwicklung jetzt aufhören? Unsere Zeiten sind zwar gefährlich. Aber wie langweilig, wenn sie es nicht wären!

Lassen Sie mich politisch werden. Viel wichtiger als die Wasserstoffbombe ist die neue Konzeption, die allmählich von aller Welt begriffen wird: Keine Staatengruppe kann mehr auf Kosten der anderen überleben! Das ist wirklich etwas Neues in der Welt. Natürlich wird man Fehler machen, aber Fehler haben nie völlig die Erfolge zunichte gemacht, wenn das Ziel klar war. Diese Dinge sollten wir in einem Roman verarbeiten und nicht nur die unglückliche Kindheit oder die Feste einer in Romantik gebadeten Vergangenheit. Wenn ein Schriftsteller über die bloße Unterhaltung hinaus irgendeine Aufgabe hat, so ist es die der Kritik und Wertung seiner Umwelt, damit sie am Ende von allen verstanden werde.



Leidendes und arbeitendes Algerien



Dezember in Algerien: Die Eindrücke, die man in Algier, Tizi-Ouzou (Kabylei), im Gebiet von Orléansville, in Blida und Boufarik (in der Region von Algier) während eines zehntägigen Aufenthalts erhält, sind widersprüchlich, zugleich niederschlagend und eindrucksvoll.

Niederschlagend, wenn man einen Blick um sich wirft und mit den Menschen spricht: der massive Abzug von über 80 v.H. der europäischen Bevölkerung – der Verwaltungsbeamten, eines großen Teils des Lehrpersonals, fast aller „Colons“, der Siedler – hat den neuen algerischen Staat vor unheimliche Probleme gestellt. Die besten Kader der algerischen Unabhängigkeitsbewegung sind während der sieben Jahre des Krieges, der das Land wie ein Erdbeben heimsuchte, dem Kolonialismus zum Opfer gefallen.

Wollen Sie Ziffern? In Algerien gibt es über eine Million Kriegerwitwen, deren Männer in den unzähligen Terroraktionen des Kolonialismus, in den Kämpfen und Ausrottungskampagnen ums Leben gekommen sind. Tausende von Dörfern sind zerstört. Hunderttausende von Menschen sind „umgesiedelt“ worden und leben noch heute in den elenden, aus Lehmhütten bestehenden „Umgruppierungszentren“, die wir in der Kabylei und im Gebiet von Orléansville gesehen haben.

Über zwei Millionen Menschen sind arbeitslos: in den kleinen Betrieben der Städte, aus denen sich die europäischen Besitzer „abgesetzt“ haben, auf den Gütern, auf denen das Material zum Teil zerstört wurde, bevor die „Colons“, die ein schlechtes Gewissen hatten, das Weite suchten.

Wir haben auf unserer Reise durch Algerien zahlreiche Klagen vernommen, aber ebenso viele Zeichen der Ermutigung gefunden. Von ihnen wollen wir vor allem sprechen: von unserer Begegnung mit den Mitgliedern und Funktionären der U.G.T.A. (Union Générale des Travailleurs Algériens), des dem Internationalen Bund Freier Gewerkschaften angehörenden algerischen Gewerkschaftsbundes.

Ankunft an einem Abend in Orléansville, etwa 200 Kilometer von Algier entfernt: Vor einem kleinen, bescheidenen Haus eine Ansammlung von Menschen, jungen und älteren, in maleischer, aber abgeschlissener Tracht. In Begleitung eines mit uns aus Algier gekommenen Gewerkschafters betreten wir das Haus, das der Regionalorganisation der U.G.T.A. gehört, und sofort verstehen wir, was vor sich geht. Die in dem großen Raum versammelten Menschen mit ihren Turbanen und Dschelabahs sind Arbeiter, Fellhas und Landarbeiter, die gekommen sind, um die Funktionäre der U.G.T.A. um Rat zu fragen: wie eine Arbeit bekommen, in welcher Weise für ein krankes Kind Medikamente erhalten, wie und wann zu einer Wohnung kommen, die diesen Namen verdient...?

Der Regionalsekretär der Gewerkschaftsorganisation von Orléansville, Medjaher, und dessen Kollegen prüfen geduldig jeden Fall, antworten unermüdlich auf alle Fragen, machen Notizen, stellen selbst Fragen. „Und jeden Tag spielt sich hier das gleiche ab“, sagen sie mir, „tagtäglich müssen wir uns um alle Aspekte des Lebens kümmern...“

Es werden mehr Fragen gestellt, als beantwortet werden können, es tauchen mehr Pro-

bleme auf, als man auch nur ahnen könnte, in einem Land, das einen sieben Jahre währenden Krieg hinter sich hat, das eine Revolution vollbracht hat, die kurz nach ihrem Sieg noch die Leiden schwerer innerer Zerwürfnisse durchmachen mußte.

Im Gebiet von Orléansville ist die U.G.T.A. überall gegenwärtig. Als Anfang Oktober das von der Regierung erlassene Gesetz über die Verwaltung der von den europäischen Siedlern herrenlos gelassenen Güter und Betriebe veröffentlicht wurde, machte sich die U.G.T.A. an die Arbeit.

Ihre vornehmliche Aufgabe bestand darin, auf den Gütern und in den Betrieben jener, die die Flucht ergriffen hatten, die sogenannten „Comités de Gestion“, Betriebs- und Verwaltungsausschüsse, zu gründen, um einerseits die Produktion in Stadt und Land nicht zum Stillstand kommen zu lassen und um andererseits den Menschen, die nach den Wirren und Leiden des Krieges und der Revolution erschöpft und wie betäubt waren, Arbeit zu verschaffen. Wir haben im Gebiet von Orléansville zahlreiche Güter besucht, die früher von den nach Frankreich geflohenen „Colons“ verwaltet wurden und die jetzt unter der Leitung der „Comités de Gestion“ stehen. Wie funktioniert das? Nun, auf Grund der Initiative der U.G.T.A. traten die Familien, die früher buchstäblich die Sklaven der europäischen Siedler waren, zusammen, um einen Betriebsausschuß zu wählen, der in den meisten Fällen aus fünf oder neun Personen, Fellhas und Landarbeitern, besteht.

In entschlossener Weise wurde – in den ersten Tagen oder gar Wochen fast ohne Lohn – die

Arbeit aufgenommen: die Orangen- und Olivenbäume wurden eingepflanzt und „kommerzialisiert“, das heißt an Genossenschaften und Exporteure abgegeben. Wir konnten uns in zahlreichen Fällen davon überzeugen, daß es „klappt“. Gewiß: die Löhne sind gering und in den meisten Fällen nicht höher als zur Zeit des Kolonialregimes, aber mit welchem Stolz haben uns diese einfachen Leute, die unsäglichen Gelitten haben (es gibt kaum eine algerische Familie, die nicht in Form von Verhaftungen, Folterungen und Tod betroffen worden wäre...), erklärt, daß sie jetzt das Bewußtsein haben, für sich zu arbeiten, für ihre Zukunft, für ihr Land.

Wie unendlich erschütternd war dieser Augenblick, in dem wir – einige Funktionäre der U.G.T.A. und ich selbst als ihr Gast – uns an einem Gut von den dortigen Familien verabschiedeten, und als ein armer, aber stolzer Fellah, zu dem Regionalsekretär gebeugt, etwas in arabischer Sprache sagte. „Vertraue mir nur zu Gott und zu der U.G.T.A.“ übersetzte man mir seine Worte...

Auf unzähligen Gütern im gesamten Gebiet von Orléansville hat so der algerische Gewerkschaftsbund Pionierarbeit geleistet: in unendlich schwieriger, unermüdlicher Arbeit haben die Gewerkschaftsfunktionäre die Fellhas, die von ihrem Land vertrieben wurden und die Landarbeiter in die „Geheimnisse“ der Buchhaltung eingeweiht, haben sie ihnen das Bewußtsein vermittelt, daß es auch ohne „Colons“ geht und gehen muß.

Dieser Araber auf seinem Traktor, der vier Jahre im Gefängnis saß, der in seinem Leben nur Unterdrückung und Erniedrigung gekannt hat, ist heute Vorsitzender eines Betriebs-



Fotos: Udo Hoffmann

ausschusses auf einem Gut von über 3000 Hektar im Gebiet von Orléansville. Ohne nur einen Augenblick zu zögern, gibt er uns Auskunft über den Wert der eingebrachten Orangen- und Olivenernte, sagt er uns, in welcher Weise der finanzielle Ertrag, der erhalten wurde, auf die Familien verteilt worden ist und welche Summen erforderlich sind, um die kommende Tätigkeit vorzubereiten...

Wir haben die gleiche Erfahrung in einer von einem Europäer im Stich gelassenen Sägerei mit 80 Arbeitern, sowie in einem Ölverarbeitungsbetrieb mit über 50 Arbeitern gemacht: überall sind die „Comités de Gestion“, die Betriebsausschüsse unter der aktiven Anleitung des Gewerkschaftsbundes, der U.G.T.A., entstanden, und überall haben die Arbeiter mit Selbstbewußtsein eine Aufgabe übernommen, von der auch die Optimisten kaum annahmen, daß sie ihr gewachsen wären...

So dieser 25 Jahre alte Mann mit den eingefallenen Wangen und dem traurigen Blick in Mentenotte, 50 Kilometer von Orléansville entfernt. Drei Jahre lang hatte er mit dem „Maquis“, der Untergrundbewegung der Befreiungsbewegung, im Ouarsenis-Gebirge gegen den Kolonialismus gekämpft; seine Eltern und Brüder sind in diesen Wirren ums Leben gekommen, viele seiner Kameraden sind gefallen. Heute leitet er, der in der Schule kaum mehr als Lesen und Schreiben gelernt hatte, eine Sägerei: Von seinen Kameraden ist er zum Vorsitzenden des Betriebsausschusses ernannt worden. Während wir unter seiner Leitung einen Rundgang durch den Betrieb unternahmen, beobachteten wir ihn. Stolz und selbstbewußt sah er aus, ohne jedes überflüssige Wort

machte er die Angaben, um die wir ihn baten, sicher und bestimmt antwortete er: ein freier Mann, der sich selbst seine Freiheit erkämpft hatte...

In Tizi-Ouzou, der Hauptstadt der Kabylei, funktionieren die „Comités de Gestion“ nicht in der gleichen Weise. Während die Behörden in Orléansville es der U.G.T.A. vollkommen überlassen haben, sich um diese Fragen zu kümmern, ist diese Tätigkeit in der Kabylei gemeinsam von den Behörden und der Gewerkschaftsorganisation unternommen worden.

Unter wie schwierigen Bedingungen: In Tizi-Ouzou, das eines der Zentren der algerischen Revolution war, wird der Begriff Elend, wird das Wort Not groß geschrieben; in der Stadt haben zahlreiche Menschen, vom Lande und Gebirge kommend, Unterkunft gesucht, weil sie „bei sich“ kein Dach mehr über dem Kopf, keine Arbeit mehr haben. Noch heute leben in der Kabylei Tausende von Menschen, die während des Krieges „umgesiedelt“ wurden, in diesen elenden Sand- und Lehmhütten, die die Menschen zu Tieren erniedrigen...

Vor dem Büro der FLN-Organisation steht man Schlange. Ein alter Mann, der seine beiden Söhne im „Maquis“ verloren hat und der jetzt völlig verlassen und obdachlos ist, sucht ein Dach über dem Kopf; andere, die nicht mehr als vier oder fünf „Mahlzeiten“ pro Woche haben (Datteln, Trockengemüse...), schreiben sich ein, um etwas von den Lebensmitteln und Decken zu erhalten, die im Rahmen der Solidaritätskampagne aus dem Ausland eingetroffen sind...

Aber von Verzweiflung, von der Verzweiflung, die zur Untätigkeit führt, haben wir nichts gemerkt. Auf den Gütern wird gearbeitet, mitunter mit primitiven Mitteln, da nicht wenige „Colons“ vor ihrer Flucht, zu der sie ein schlechtes Gewissen bewegte, einen Teil ihres Materials zerstört haben; hier und dort werden mit staatlicher Hilfe finanzielle Mittel aufgebracht, um diesen oder jenen Kleinbetrieb wieder in Gang zu bringen...

Der Unterpräfekt von Tizi-Ouzou, Ait Ahmed, ein Mann, der während des Krieges mit dem jetzigen Bürgermeister der Stadt an der Spitze der Widerstandsbewegung stand, begleitete uns bei einem Besuch von drei Gütern, 50 Kilometer von Tizi-Ouzou entfernt, wo sich 50 Familien, „Martyrer der Revolution“, deren Söhne im Kampf gefallen sind, zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen haben.

Dem Gast, der als „Botschafter“ einer deutschen Gewerkschaftsorganisation kam, wurden Datteln und Orangen angeboten: auf diesen Gütern und auf denen im Gebiet von Orléansville – aber nicht in den Straßen der Städte, durch die ich kam – habe ich lächelnde Kinder gesehen, Kinder, auf deren Gesichtern eine Hoffnung in die Zukunft eingeschrieben war...

Und lachende und trotz allem Elend frohe Menschen sind mir in Orléansville an jenem Abend begegnet, als ich an einer Wahl des Ortsverbandes der U.G.T.A. teilnahm. Mit solchem Ernst wird in Westeuropa keine Wahl von Gewerkschaftsfunktionären mehr vorgenommen; in so offener und entschiedener Weise wird wohl nirgendwo anders über die Verdienste dieses oder jenes Mannes diskutiert... Als

dann die Ergebnisse der geheimen Abstimmung bekannt wurden, erhob sich Medjaher, der Sekretär der Regionalorganisation, um vor den etwa 120 versammelten Arbeitern, Landarbeitern und Fellahs zu erklären: „Als freie Menschen habt ihr eure Funktionäre gewählt; als freie Menschen werdet ihr eure Gewerkschaft verwalten...“

Das war so einfach, so ernst, so selbstverständlich gesagt, daß mir die Tränen kamen. Wirklich, ich fühlte mich in einer Versammlung freier Menschen, von denen man keinen Augenblick annehmen kann, daß ihnen nicht bewußt ist, welche enormen Schwierigkeiten sie noch Jahre und vielleicht Jahrzehnte hindurch zu überwinden haben werden.

Inmitten der unsagbaren Schwierigkeiten macht sich – zum großen Teil unter der Anleitung der U.G.T.A. – ein Volk ans Werk, das unzählige Opfer, „Menschenopfer unerhört“, gebracht hat.

Gustave Stern



Wer den Bildnachweis im „aufwärts“ aufmerksam verfolgt, wird unter mancher Aufnahme schon „Foto UNESCO“ gelesen haben. Auch im Radio und in der Tagespresse taucht dieser Name ab und zu auf. In den Schaufenstern von Buchhandlungen fallen seit einer Reihe von Jahren großformatige, ausgezeichnet ausgestattete Kunstbücher auf, die zur „UNESCO-Sammlung der Weltkunst“ gehören.

Daß die UNESCO eine der Sonderorganisationen der Vereinten Nationen (United Nations, abgekürzt UN) ist, dürfte bekannt sein. Aber schon der Name gibt Rätsel auf, und über die Aufgaben dieser Institution wird der Laie im allgemeinen im dunklen tappen.

UNESCO bedeutet United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization. Der Sitz dieser Erziehungs-, Wissenschafts- und Kulturorganisation ist Paris, in jenem imposanten Gebäudekomplex, an dem namhafte moderne Architekten wie Le Corbusier, Marcel Breuer, Pier Luigi Nervi, Walter Gropius, Eero Saarinen u. a. mitgewirkt und Picasso, Arp, Henry Moore, Joan Miró, Alexander Calder, Tamayo mit Kunstwerken beigesteuert haben. Nicht die Militärs, nicht die Bombenflugzeuge und Panzer, nicht die Gewehre werden die Völker verschiedener Staaten, Rassen und Religionen vereinen können. Sport, Wissenschaft und Künste bieten eine bessere Plattform, wo man sich freundschaftlich begegnet. Die Vereinten Nationen haben die Verständigung und die Zusammenarbeit aller Völker auf ihre Fahne geschrieben; die UNESCO unterstützt diese Bestrebungen auf ihrem Gebiet, auf dem der Kultur.

Malerei und Plastik, Musik und Tanz sprechen am ehesten eine internationale Sprache. Während z. B. eine Steinfigur von Henry Moore, so wie sie geschaffen wurde, direkt von einem Japaner oder Russen, Deutschen oder Amerikaner erlebt wird und unverbildete Kindermalereien und -zeichnungen in Ost und West, Nord und Süd den Betrachtern gleichermaßen berühren, muß man Dichtungen, um sie fremden Völkern verständlich zu machen, erst übersetzen. Der Tanz wird in seinem „abstrakten“ Ausdruck über alle Grenzen hinweg immer wieder Freude spenden, und auch der Volkstanz, obwohl verschieden geprägt, wird davon nicht ausgeschlossen, gleich, ob es sich um afrikanische oder javanische Kultttänze handelt, um den ungarischen Tschardasch, den spanischen Bolero oder die rumänische Hora, in Zeiten der Unterdrückung geboren.

Auf diesen Sektoren allgemeinverständlicher „Sprachen“ sieht die UNESCO zunächst eine Chance, die Völkerverständigung über die Künste zu betreiben.

So wurden Wanderausstellungen berühmter Kunstdrucke (bemerkenswert sind auch die von der UNESCO herausgegebenen Kataloge der besten Kunstdrucke der Welt) und originaler Kindermalereien in zahlreiche Länder vermittelt. Die Deutsche UNESCO-Kommission hat in der Bundesrepublik Arbeiten von Kindern u. a. aus Ceylon, Japan, Süd- und Zentralafrika, Ägypten und Uruguay gezeigt und deutsche Schülermalereien nach Japan, Korea und Polen geschickt. Mochten die Besucher vor diesen künstlerischen Blättern einen ästhetischen Genuß empfinden, wertvoller ist vielleicht die Tatsache, daß sie über die Kunst zum Wesen der fremden Völker vorstießen und sie achten lernten.

Da Ausstellungen jedoch nur vorübergehend den Gastländern überlassen werden können, hat sich die Deutsche UNESCO-Kommission entschlossen, technisch und künstlerisch perfekte Dia-Reihen in wertvollen Kunstaustellungen herzustellen und zu verlegen. Bisher erschienen „Kunstschätze aus Iran“ (mit einem Text von Prof. Dr. Erdmann, Berlin) und „5000 Jahre Kunst in Indien“ (Sachbearbeiter Dr. Fischer, Berlin). Diese Reihen, die fortgesetzt werden, eignen sich vorzüglich für Vorträge auf Kongressen, in Kursen und im Schulunterricht, können aber auch von Privatper-

sonen (über den Lichtbild-Verlag Dr. Lucas, Berlin - Stuttgart) bezogen werden.

Werben in erster Linie Musik (bei Begegnungen, Tagungen und in Konzerten) und Bild (als Foto und im Original) direkt für ein Verstehen der Völker, so kommt man auf die Dauer natürlich ohne das Wort nicht aus.

Den oben erwähnten 20 großen Bildbänden der UNESCO, die bisher wenig bekannte Werke aus Mexiko und Australien, Bulgarien, Jugoslawien, Griechenland, der Tschechoslo-

wakei, Indien und Persien, Ceylon u. a. veröffentlichten, wurden Texte beigegeben, von namhaften Fachleuten verfaßt und in verschiedene Sprachen übersetzt. Freilich wird der Kreis derer, die sich diese Prachtbände (Preis 76 DM) leisten können, beschränkt bleiben; zu empfehlen wären sie immerhin den Volks- und Werkbüchereien.

Aber schon reifte ein neuer, und wie uns scheint, sozialerer Plan: die „UNESCO-Sammlung der Weltkunst“ erscheint auch als Ta-

schenbuch mit 32 Seiten Text und ebenfalls 32 Bildtafeln als „UNESCO-Taschenbüchlein der Kunst“ im Verlag Piper – zum Preise von nur 3,60 DM. Die vier ersten Bändchen werden auch auf dem mit Kunstbüchern überschwemmten deutschen Markt zweifellos zu einem „Schlager“. Sie bringen den Menschen nicht nur die Kunst näher, sondern auch die betreffenden Völker, die Iraner, deren „Frühpersische Miniaturen“ (Text Basil Gray) mag bei uns bisher in breiten Kreisen nur wen-



beac
reien
die F
Vic
hie
Ente
kann
Grab
zierte
den
sind
büch
facha
Natü
ten v
an B
ten,
ren
verle
den
euro
und
erzie
die t
hung
Beha
len"
der
Die
kein
Ans
Spr
schr
abor
nehr
die
Film
„Wi
„De
fern
erzie
art"
UNE
ged
rev
auf
den
und
„Lie
sik"
Men
Das
turp
trag
gen
im V
Staa
gun
Tag
Aus
tung
folg
plan
Akt
die
öffe
gan
hat,
Kur
brin
blei
star
her

Gü

Bes
zei
gef

19

benfallig
 mbücher
 eise von
 werde
 übe
 ellos z
 nsche
 uch d
 „Früh
 ay) ma
 r wen

beachtet hat, die Spanier („Romanische Male-
 reien aus Spanien“, Text Juan Ainaud) und
 die Russen („Frühe russische Ikonen“, Text
 Victor Lasareff), deren Eigenständigkeit man
 hier erkennt, aber auch – trotz geographischer
 Entfernungen – manche Verwandtschaft. Be-
 kannter dürften die „Ägyptischen Tempel- und
 Grabmalereien“ sein, doch die hier reprodu-
 zierten Bilder, köstlich in Form und Farbe, wer-
 den aufs neue begeistern. Alle Abbildungen
 sind die gleichen wie in den großen Kunst-
 büchern, nur verkleinert – und um ein Viel-
 faches billiger.

Natürlich ist die UNESCO an direkten Kontak-
 ten von Mensch zu Mensch sehr interessiert,
 an Begegnungen in Filmabenden und Konzer-
 ten, bei internationalen Jugendtreffen, für de-
 ren Ausgestaltung z. B. das von der UNESCO
 verlegte Liederbuch „Europäische Lieder in
 den Ursprachen“ Verwendung finden soll, im
 europäischen Seminar „Erwachsenenbildung
 und Kunst“ im westfälischen Haltern, in Kunst-
 erzieherkongressen in aller Welt, in Tagungen,
 die unter den Themen „Die kulturellen Bezie-
 hungen zwischen Asien und Europa“, „Die
 Behandlung Asiens in den deutschen Schu-
 len“ oder „Asien im Geschichtsbewußtsein
 der Gegenwart“ standen.

Die publizistische Tätigkeit scheint jedoch
 keinen kleineren Raum einzunehmen. Großes
 Ansehen hat sich die auch in deutscher
 Sprache erscheinende illustrierte Monatszei-
 schrift „UNESCO-Kurier“ erworben (Jahres-
 abonnement 8 DM); der jüngsten Nummer ent-
 nehmen wir z. B. die Aufsatztitel „Samarkand,
 die Wunderstadt“, „Hinter den Kulissen der
 Filmwelt“, „Rodin und die ‚Bürger von Calais‘“,
 „Wir Erdbewohner im kosmischen Zeitalter“,
 „Der Boden und das Salz“. Unterstützt wird
 ferner die Zeitschrift des internationalen Kunst-
 erzieherverbandes INSEA „Education through
 art“. Auch MUSEUM ist eine Zeitschrift der
 UNESCO, in mehreren Sprachen in der Schweiz
 gedruckt. – Von der Weltvereinigung der Leh-
 rerverbände und der UNESCO geplant, ist eine
 auf vierzehn Bände berechnete Buchreihe mit
 den Themen „Krieg und Frieden“, „Mensch
 und Arbeit“, „Das menschliche Antlitz“,
 „Liebe und Ehe“, „Nächstenliebe“, „Die Musi-
 k“ u. a. Der Leitgedanke dieser Bücher: „Der
 Mensch im Spiegel der Kunst“.

Das Budget der UNESCO wird für die Legisla-
 turperiode 1963/64 fast 40 Millionen Dollar be-
 tragen. Nicht wenig, wird man im ersten Au-
 genblick meinen. Aber was ist diese Summe
 im Vergleich allein zu den Beträgen, die jeder
 Staat für die Aufrüstung, für die „Verteidig-
 ung“, sei sie nun mit oder ohne Atombombe,
 Tag für Tag, Jahr für Jahr aufwendet!

Aus diesem regulären Haushalt wird die Ret-
 tung der ägyptischen Kunstdenkmäler, die in-
 folge des Baues des Assuan-Staudammes ge-
 plant ist, nicht bestritten. Immerhin ist diese
 Aktion mit dem Namen UNESCO, die sich um
 die finanzielle und tätige Hilfe an alle Nationen,
 öffentlichen und privaten Institutionen und Or-
 ganisationen sowie Persönlichkeiten gewandt
 hat, eng verbunden. Nicht nur die lebende
 Kunst soll die Menschen einander näher-
 bringen, auch das wertvolle Alte muß erhalten-
 bleiben, weil manches Volk, mancher Volks-
 stamm, mancher Mensch aus seiner Tradition
 heraus besser verstanden wird.

Günther Ott

Besonders werden von der UNESCO die
 zeichnerischen Begabungen der Kinder
 gefördert



Auch bei der Rettung der ägyptischen Kunstdenkmäler hilft die UNESCO

Junger farbiger Künstler, der von der UNESCO gefördert wird



Bekanntheit mit einem ungewöhnlichen Schriftsteller

Vor etlichen Jahren, die Taschenbücher waren gerade neu bei uns, erschien als eines der ersten „Frieden und Krieg des Bürgers Mahaschavi“ von einem gewissen M. Y. Ben-Gavriel.

Ein köstliches Buch, ich erinnere mich, daß ich es damals in einem Zuge gelesen habe. Meine Frau erlebte eine unruhige Nacht, immer wieder weckte ich sie mit meinem Gelächter.

Damals setzte sich der Wunsch in mir fest, den Autor, den ich mir als einen vollblütigen, vorlauter Lebenslust beinahe aus den Nähten platzenden Mann vorstellte, persönlich kennenzulernen. Statt ihm jedoch einen Brief zu schreiben, überließ ich die Sache dem Zufall. Und siehe an, schon ein Jahr später sagte der Zufall ganz zufällig: ja.

Erste flüchtige Enttäuschung, aber so geht's ja meist: der wirkliche Ben-Gavriel war nicht massig, eher klein; kein Heinrich VIII., sondern eher männliche Kathrine Hepburne, wenn Sie wissen, was ich damit meine. Er sah ein bißchen aus, wie ein in einen Zivilanzug gesteckter Wüstenfuchs und fror entsetzlich, obschon das Zimmer gut geheizt war. Außerdem war er vergrämt, denn er trug ein Manuskript in der Tasche, das er nicht los wurde.

„Die Kritiker“, sagte er mir, „haben mich abgestempelt. Sie haben mich als ‚modernem Mark Twain‘ und ‚eine gelungene Mischung aus Martin Buber und Karl May‘ klassifiziert, und jetzt wollen alle Verleger nur heitere Fabulierereien aus dem Nahen Osten von mir. Aber das ist ein ernstes Buch, es beschreibt die Schicksale der Mietparteien eines Prager Hauses im Jahre 1939.“

Die Frage lag nahe, ob er einmal in Prag gelebt habe.

„Nein“, sagte er, „ich war nur einmal ein paar Wochen dort, als es noch die Goldene Stadt war, aber damals habe ich mich in diese Stadt und ihre Menschen verliebt.“

Er ist in Wien geboren, wo er in seiner Jugend den bürgerlichen Antisemitismus der Jahrhundertwende erlebte. Die Zionistische Bewegung, von Herzl ins Leben gerufen, forderte damals auf ihren Kongressen immer lauter und immer nachhaltiger Palästina als Heimstätte für das jüdische Volk. Während des ersten Weltkrieges wurde er als k. u. k. Offizier zuerst in die Türkei, später nach Jerusalem kommandiert. Das war die große, die entscheidende Wende in seinem Leben.

Er kehrte nicht mehr nach Europa zurück, sondern blieb in Palästina und schloß sich der Haganah an.

Das alles erzählte er mir viel später, als wir schon befreundet waren und er wieder einmal zu Vorlesungen in Europa weilte – frierend wie immer, versteht sich.

Die Jahre zwischen den beiden großen Kriegen sind sein eigentliches Leben. Ein Leben, wie im Roman ...

Er zieht mit den Nomadenstämmen durch die Wüste und ist Gast in den Zelten der Scheiks; er ist dabei in den Nächten, wenn die illegalen Einwanderer zum erstenmal den Fuß auf den Boden der neuen, alten Heimat setzen, und er kämpft an ihrer Seite, wenn sie ihre Kibuzzims gegen dieselben Araber verteidigen müssen, die ihnen den Grund und Boden vorher zu Preisen verkauft haben, die den Grundstückspreisen der 5th Avenue in New York nicht viel nachstehen; er ist befreundet mit den großen Männern des zukünftigen Staates, mit Dr. Weizmann, mit Ben Gurion, Martin Buber. Er sieht und hört in diesen Jahren und verwahrt alles, was er hört und sieht, für später. Später wird es sich in seinen Büchern niederschlagen: die Wüstenenerlebnisse im „Mahaschavi“, im „Großen Osman“, im „Kumsits“; das politische Kräftespiel im „Mann im Stadttor“ und



M.Y. Ben-Gavriel

Foto: Fritz Escher

in seinem Buch „Israel – Wiedergeburt eines Staates“.

Der Zeitpunkt ist näher, als die Welt, als er selbst denkt. Während des zweiten Weltkrieges kommandiert ihn die Haganah zur britischen Armee ab, zum Dienst in Ägypten. Und dort, in Zazig, einem Ort im Delta, den er als den „dreckigsten und grotesksten Platz im Mittleren Osten“ beschreibt, kommt ihm die Idee zu seinem inzwischen berühmt gewordenen Schelmenroman „Frieden und Krieg des Bürgers Mahaschavi“. Er schreibt ihn 1948, gelegentlich eines Aufenthaltes in Gips und Bett: Folge eines Zusammenstoßes seiner Wirbelsäule mit einem Panzerabwehrgeschütz. Dieses Buch wird sein erster großer Erfolg. Da ist endlich einer, der es versteht, humorvoll zu erzählen, ein charmanter Fabulierer, ein später Nachfahre der orientalischen Märchenerzähler!

Aber er will nicht nur Märchenerzähler sein. Er will auch der Chronist sein einer furchtbaren

Wirklichkeit, die eben unter den Trümmern des zweiten Weltkrieges begraben wurde; aber nur äußerlich begraben, denn der Ungeist lebt noch. Er schreibt „Das Haus in der Karpfengasse“ ...

Es dauert lange, bis sich ein Verleger findet. Aber kaum ist das Buch da, schlägt es durch. Die Karpfengasse ist eine jener stillen Straßen Prags, die einst zum alten Judenviertel gehörten. Nr. 115 ist ein Haus, zufällig ausgewählt aus den vielen Tausenden Häusern Prags, mit ein paar Familien, zufällig gewählt, aus den vielen Tausenden Familien Prags. Am 15. März 1939 marschiert Hitler ein. Ein Land wird zwischen Abend- und Morgenzeitung von der Landkarte gestrichen, und Menschen ohne Zahl verlieren mit einem Schlag das Recht, in der ihnen gewohnten Weise zu handeln, zu leben und zu lieben.

Mit nüchternem Stift zeichnet Ben-Gavriel hier Menschen, Menschen von unheimlicher Lebendigkeit: die alte Kauders, die an den Schikanen der Paßbehörden zugrunde geht; das Ehepaar Marek, dessen Ehe zerbricht; die jüdischen Familien Lederer und Laufer, Besitzer einer Papiergroßhandlung; zum Schluß kämpfen sie nur noch um ihr nacktes Leben – die junge Tschechin Božena, deren Stunde schlägt, als sie in den historischen Aufstand der Prager Studenten verwickelt wird.

„Das Haus in der Karpfengasse“ wurde seither in mehrere Sprachen übersetzt, demnächst wird es verfilmt.

Dann, zwölf Jahre nach der Entstehung des Mahaschavi, hat Ben-Gavriel eine charmante Idee. Er entsinnt sich wieder der beunruhigend schönen und klugen Thamar Dor, die schon im zweiten Teil des Mahaschavi dem rundlichen Antihelden den Kopf verdreht, und gibt ihr die Zügel frei. Auf einmal entwickelt diese ebenso attraktive wie geistvolle Sergeantin Eigenschaften, die man nie und nimmer hinter ihr vermutet hätte. In den „Sieben Einfällen der Thamar Dor“ präsentiert sie sich als weiblicher Zwilling des großen Sherlock Holmes und löst, ohne Pistole und unter Verzicht auf Kinnhaken, dafür aber mit um so mehr Scharfsinn und Deduktion in wirbelnder Folge die verwirrendsten Kriminalfälle in Kairo, in Jerusalem, in Bangkok, in Tel-Aviv, Athen und Tschung-king. Der Geschichtenerzähler hat den Stoff des Chronisten für 244 Seiten aus der Hand gelegt und schenkt seinen Lesern ein wirklich be-

kommen. Er geht, wie Tausende gehen, und er hat die beste Chance, dabei draufzugehen, wie Tausende dabei draufgehen. Eigentlich ist es nur ein Versehen, daß er übrigbleibt, oder eine ärztliche Meisterleistung. Er bleibt übrig als ärztliches Meisterstück, und als das, was der Krieg ist, bleibt er übrig.

Was ist der Krieg? Ihr könnt hier lesen, was der Krieg ist für einen Kerl unter Tausenden, für einen Kerl ohne Heldenlügen und ohne feige Pose, ganz ohne Pose. Da habt ihr ihn, den Krieg, wie er ist.

Aber da habt ihr auch einen heilen Geist in einem kaputten Körper. Einen Menschen, der sich kaum was vormacht und der trotzdem liebt, der das Leben liebt und der sich nach den Menschen sehnt. Ihr findet ein Stück heile Welt: Eltern, die sich gegenseitig lieben und ihre Kinder, Kameraden, die einander Rat geben. Ihr findet die Aufmerksamkeit und die Freude an den vielen kleinen Dingen in der schlichten amerikanischen Poesie, die sich gern hinter Nüchternheiten und „Belanglosigkeiten“ versteckt, um desto wirklicher zu sein.

glückendes Buch, spritzig, voll Ironie und köstlichem Humor.

Und noch von einem dritten Buch möchte ich hier sprechen. Eigentlich ist es nur ein Büchlein, seinem Umfang nach ebenso bescheiden wie in seinem Titel. Es heißt „Traktate über ganz gewöhnliche Dinge“. Aber wenn man Ben-Gavriel ein bißchen genauer kennt, dann weiß man, daß selbst so gewöhnliche Dinge wie die Atomspalterei, das Zahnziehen oder das Briefeschreiben bei ihm plötzlich ganz neue Aspekte gewinnen.

Das Briefeschreiben zum Beispiel. Sie und ich wir korrespondieren mit unseren Freunden und Bekannten, manchmal zu Weihnachten auch mit Onkel und Tanten. Da ist freilich nicht viel Ungewöhnliches zu erwarten. Er jedoch verließ eines Tages auf die originelle Idee – eine waschechte Ben-Gavriel-Idee notabene –, eine umfangreiche Korrespondenz mit dem Jenseits zu eröffnen. Mit Heinrich Heine, Düsseldorf, Bolkerstraße 7, fing er an. Der Brief kam mit dem lakonischen Vermerk zurück: „Hierorts unbekannt“. Erstaunt stellte er bald darauf fest, daß Hebel und Mörike der Post an ihren Heimatorten nicht weniger unbekannt waren. Madame Friederike Varnhagen von Ense konnte nur darum nicht ermittelt werden, weil über Friedrichstraße 20 in Berlin zu vermelden ist: „Haus weggebombt“. Mr. J. P. Eckermann bei Herrn Geheimrat Johann Wolfgang Goethe erregte anscheinend einiges Kopfzerbrechen, man konsultierte seinethalben sogar die Polizei. Und Dr. Heinrich Faust konnte als „Empfänger durch Aufruf nicht ermittelt“ werden. Diese Briefe sind übrigens keineswegs Produkte einer ausschweifenden Phantasie, ich weiß, daß es sie tatsächlich gibt.

Allerdings – das wird man wohl zugeben müssen – „ganz gewöhnliche Dinge“ sind sie nicht. Weshalb ich auch Ben-Gavriels Traktate, in Widerspruch zum Buchtitel, als etwas durchaus Ungewöhnliches bezeichnen möchte. Ungewöhnlich schließlich wie Ben-Gavriel selbst, der brillante Satiriker, der Zeitchronist, der einzigartige Fabulierer, der diese Welt und ihre Menschen wie durch das Guckloch eines Kaleidoskops sieht: immer anders, immer neu, im Guten wie im Bösen faszinierend. Sie zu beschreiben, nicht aber über sie zu richten, darin sieht er die Aufgabe des Dichters.

Gerd Angermann

Ein liebenswürdiges Buch, könnte man fast sagen – wenn da nicht das Furchtbare wäre. Ein beinahe erfreuendes, ein positives Buch in seiner Aufrichtigkeit und seiner Poesie – wenn da nicht das Entsetzen wäre. Nein, es ist ein positives Buch in seiner Wahrhaftigkeit und seiner Liebe.

Wenn ihr lest, werdet ihr ahnen, was eure gesunden Glieder wert sind, was das Leben wert ist, und ahnen, was der Krieg ist für die „kleinen Kerls“ und für Mütter, Väter, Frauen, Freunde ...

„1939 zum erstenmal in Amerika erschienen, wurde das Buch sofort zu einem Bestseller. Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, verschwand es aus den Buchhandlungen. 1959 wurde es neu aufgelegt, und der Umstand, daß es aktueller denn je ist, beweist die zwingende Notwendigkeit, aus der heraus es geschrieben wurde.“

A. S.
Dalton Trumbo: „Süß und ehrenvoll ...“
Rütten & Loening Verlag, Hamburg.
Leinen 16,80 DM

Was ist Krieg?

Es gibt eine große Menge Kriegsliteratur in der Bundesrepublik, mit Heldentaten, Panzerrasseln, Massenschlachten und was sonst zum Krieg gehört.

Der Roman „Johnny got his gun“ des Amerikaners Dalton Trumbo (deutscher Titel: „Süß und ehrenvoll ...“) ist dagegen eigentlich nur die Geschichte eines jungen Mannes, der lebte und leben will, der seine Glieder regte und schuftete und der liebte und sich freute und der sich mit seinen Problemen herum-schlug und eines Tages in den Krieg muß, um für Ideen zu kämpfen, von denen die Kerls, die draußen in den Gräben liegen, keinen Begriff

Vergessene Kinder Europas?

Als dritten Band seiner Anthologienreihe für junge Menschen brachte der Europa-Union-Verlag – nach dem humorvollen Bändchen „Andere leben anders“ und der faszinierenden Zusammenstellung „Abenteuerlicher Kontinent“ – jetzt mit Gerd Ruges Buch „Vergessene Kinder Europas?“ Einblicke in die heute kommunistisch regierten Länder Europas.

Der Titel ist eine Klage – eine Anklage. Europa endet nicht am Eisernen Vorhang. Haben wir das vergessen? Gewiß, kommunistische Macht haben versucht, ihren Herrschaftsbereich vom übrigen Kontinent abzukapseln, aber haben wir im Westen dieses Bemühen nicht durch Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit unterstützt? Und damit die Hoffnung von Millionen verraten?

Was geht uns „der Osten“ an? „Jetzt... gehört der Hitlerismus in Deutschland weitgehend der Vergangenheit an, aber vielleicht noch nicht die in der deutschen Masse verbreitete Ansicht, nach der die Slaven ‚Untermenschen‘ sind. Die Nazis haben diese bereits vorhandene Ansicht nur ausgenützt, weil sie ihnen ihre ungeheuren Verbrechen erleichterte“, konstatiert Czeslaw Milosz in der Anthologie. Und „der Osten“, beginnt er für uns nicht oft schon an der Elbe? Die tagebuchartigen Aufzeichnungen des 16. und 17. Juni 1953 unmittelbar aus Berlin enden mit den Sätzen: „Aus Bonn treffen die ersten Kommen-

tare ein. Jemand sagt: ‚Das klingt, wie wenn es vom Mond käme. So weit weg sind die...‘ Europa endet nicht an der Elbe, nicht an der Oder, nicht an der Weichsel. Wie nah uns – bei aller Vielfalt – das östliche und südöstliche Europa ist, zeigt Gerd Ruges Anthologie mit Beiträgen von Tolstoj, Dostojewskij, Boris Pasternak, Michail Sostschenko, Ivo Andrić und vielen anderen. Gerd Ruge, dem als ehemaligem Rundfunkkorrespondenten in Moskau die Probleme Mittel- und Osteuropas vertraut sind, gibt in kurzen Zusammenfassungen Überblick über die geistigen und politischen Hintergründe der betreffenden Länder und erinnert, daß osteuropäische Geschichte untrennbar mit der des westlichen Kontinents verknüpft ist. Was aber ist „europäisch“? Gerd Ruge nennt in seinem Vorwort „die Überlieferung der griechischen Philosophen, die den Menschen als zum freien und selbständigen Denken fähiges Einzelwesen in den Mittelpunkt ihres Weltbildes stellten, und die christliche Lehre, die die Gemeinschaft der Menschen vor Gott zur Liebe zum Nächsten verpflichtet“, die „beiden großen Ströme“, die „die Länder Europas geprägt“. Erschütternd trifft uns der Ruf nach Freiheit am unmittelbarsten aus der Unterdrückung. Er wird unausweichlich in den Versammlungen des Petöfi-Kreises, die der ungarischen Erhebung von 1956 vorausgingen, er beschämt uns, die wir die Freiheit als Selbstverständlichkeit so leicht vergeuden, und gibt

uns zugleich untrügbare Hoffnung, daß dieser Wille zur Freiheit sich nicht betäuben läßt. In einer Freiheit, die nicht verstanden wird als Willkür, sondern als Verwirklichung menschlichen und sozialen Rechtes, liegt das andere beschlossen: die Liebe zum Nächsten oder zumindest doch seine Achtung. Und auch das mag junge Leser überraschen, denen die Sowjetunion fast zum Symbol für Unterdrückung und unmenschlichen Zwang geworden ist: die Sehnsucht nach Brüderlichkeit wurde gerade in Rußland zum Bewußtsein eines messianischen Auftrages. Dostojewskij war einer der großen Liebenden, und seine Sehnsucht lebt fort, wenn sie auch mißbraucht werden konnte zu furchtbarsten Unterdrückungen.

Es seien noch erwähnt die – oft beißenden – Witze und Karikaturen aus mitteleuropäischen Publikationen, die die Gewalt zum Spott machen; die Fotos, die lebendige Eindrücke von Menschen und Kulturen jenseits des „Vorhanges“ geben. Zu vermissen sind kurze Lebensangaben über die Autoren des Buches, die den jungen Lesern noch besseres Verständnis gäben. Dies ist ein Buch des Leidens, des Mutes und – ein Buch der Hoffnung.

Andrea Schmidt

Gerd Ruge: „Vergessene Kinder Europas – Europäisches Antlitz jenseits des Eisernen Vorhanges“ Europa-Union-Verlag, Düsseldorf. 9,80 DM

Zwei wichtige Bücher

Wer heute in der Politik mitreden will, muß die jüngste Vergangenheit unserer Geschichte kennen. Oft hören junge Menschen, daß unsere Bundesrepublik nicht das Schicksal der Weimarer Republik erleiden darf. Kenntnisse darüber, wie es zum Sturz der Weimarer Republik kam, vermitteln zwei kleine Bücher, die jetzt vorliegen.

Emil J. Gumbel: Vom Fememord zur Reichskanzlei. 90 Seiten. Karton. Als verbilligte Sonderausgabe zum Preis von 3,80 DM zu beziehen durch die Buchhandlung, Bund-Verlag, Frankfurt a. M., Wilhelm-Leuschner-Straße 67/69.

Walter Fabian, Redakteur der Gewerkschaftlichen Monatshefte, der vor vielen Jahren mit Gumbel zusammenarbeitete, hat zu der Schrift ein Vorwort geschrieben, in dem er uns den Verfasser vorstellt. Gumbel war von Beruf Statistiker, aber er wurde in der Weimarer Republik zu einem politischen Schriftsteller, der sich durch seine Schriften schon sehr bald den Haß derjenigen zuzog, die heimlich am Sturz der Weimarer Republik arbeiteten.

Gewiß sind vielen Menschen die Morde an Erzberger und Rathenau noch bekannt, wer weiß aber, daß in den Jahren von 1919 bis 1922 über 300 Menschen aus politischen Gründen, weil sie links standen, ermordet wurden; wer weiß, daß die meisten dieser Morde ungesühnt blieben; wer weiß um die enge Zusammenarbeit zwischen heimlichen Aufrüstern der Reichswehr und den Mördern? Und wer weiß, wie viele dieser Mörder unter dem Regime der Nazis zu Amt und Würden kamen? Geschichte ist da, um daraus zu lernen. Und so ist es zu begrüßen, daß Gumbel uns heute noch einmal den Weg aufzeigt, der vom Fememord zur Reichskanzlei führte.

In diesen Wochen ist eine neue Diskussion über die Zusammenarbeit zwischen Nazis und Industrie entbrannt. Um Klarheit zu bekommen, dient ein zweites Buch, in dem zu dieser Frage von einem international anerkannten Historiker Stellung genommen wird.

George W. F. Hallgarten: Hitler, Reichswehr und Industrie. 130 Seiten. Karton. 6,80 DM. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.

Hallgartens Buch ist flüssig geschrieben und auch für junge Menschen, die ernsthaft nach Wahrheit suchen, leicht zu lesen. Er zerstört mit diesem Buch die Legende von der Unschuld der deutschen Wirtschaftsführer am Aufkommen der Barbarei. Gestützt auf sauberes Quellenmaterial und bisher unveröffentlichte Dokumente schildert er die Zusammenarbeit der Feinde der Republik, von Wirtschaftsführern, Reichswehr und Hitler. Das Buch liest sich wie eine Geschichte von Räubern und Verbrechern, die kein anderes Ziel haben, als die Republik und die aufstrebende Arbeiterbewegung zu zerstören. Und es wird dem Leser klar, was es heißt, wenn zwar der Kaiser geht, aber die Generäle bleiben und die Sachwerte in den Händen der Räuber gelassen werden. So konnten sie die Inflation in der Republik hochtreiben, die Armen noch ärmer und sich selbst noch reicher machen. Und als sie schließlich dennoch in eine Krise gerieten, da holten sie sich den Henker Hitler, den sie von Anfang an unterstützt hatten, nachdem sie vorher noch die heimliche Aufrüstung förderten. Hallgarten hat das alles belegt, genau belegt. Und so sollte das Buch nicht nur von jungen Menschen gelesen werden, die nach Wahrheit suchen, sondern auch von denen, die heute nichts anderes zu tun haben, als die Tatsachen zu leugnen. Viel Hoffnung auf Einsicht besteht da allerdings nicht.

Hadobu

Aktion Sühnezeichen

Aus Dokumenten, Briefen, Aussagen und Protokollen von der „Aktion Sühnezeichen“ der Deutschen Evangelischen Jugend hat der junge Berliner Ansgar Skriver einen flüssig zu lesenden und sehr gut informierenden Band zusammengestellt. Obwohl Dokumentationen ansonsten recht „trocken“ sind, hat es Skriver verstanden, die Schwierigkeiten bei der Aktion der Jugend durch eine gute Dosierung der Unterlagen plastisch und belebend zusammenzustellen. Das Buch informiert auch erstmalig über den Umfang jener großen Taten der Jugend, dort Aufbauhilfe zu leisten, wo Deutsche während des Krieges Zerstörungen anrichteten. Der Leser erfährt, daß nicht nur im britischen Coventry Aufbauarbeit geleistet wurde; viel umfassender war der Bau der „Brücken über Blut und Asche“. Das Buch legt zudem ein Zeugnis über das wahre Gesicht eines Teiles der Jugend ab. Viele der jungen Menschen gaben einen gut bezahlten Beruf auf, um irgendwo auf der Welt unentgeltlich aufzubauen, als Sühne für deutsche Taten. Und diese Arbeit bestand nicht nur im Wiederaufbau von Kirchen. In Trastad/Borkenes wurde ein Wirtschaftsgebäude für das Schwachsinnigen-Kinderheim in opfervoller Arbeit errichtet. Das Buch schildert die Tätigkeiten der Jugendlichen in Servia, Griechenland, wo kleine Gewerbebetriebe errichtet wurden, und Kokelv (Norwegen). Skriver berichtet weiterhin über die Stimmung bei den Leistungen in Joure, Urim (Israel), Taize, St. Cyr, Ouddorp und Coventry. Die evangelische Jugend errichtete hierbei Kirchen (die Kirche der Versöhnung), Schulen, Werkstätten sowie ein Ferienzentrums für holländische Arbeiter. Weiterhin richteten sie in einem Kibbuz Arbeiten.

Das Buch ist wert, gekauft zu werden, weil es Zeugnis gibt von vorbildlichen Taten, weil es plastische Schilderungen enthält und hoffentlich auch Anregungen geben kann.

Dieter Schmidt

Ansgar Skriver: „Aktion Sühnezeichen“ Kreuz-Verlag Stuttgart. Paperback mit Fotos. 8,80 DM

Foto: UNESCO





Die Landesbezirkskonferenz der Jugend des DGB Nordmark wird eröffnet

„Ist das Grundgesetz ein Schweizer Käse?“



Das muß notiert werden ...

Solo für die Delegierten



Lauenburg wäre ein unbekanntes Städtchen, läge es nicht an der Fernstraße 5, eine der großen Interzonenstraßenverbindungen nach Berlin. Lauenburg an der Elbe ist zugleich Zonengrenzkontrollstelle.

Nachdem der Jugendchor der Gewerkschaftsjugend Lübeck die 5. Landesbezirksjugendkonferenz von Nordmark mit Gesang eröffnet hatte, konnte Jugendsekretär Wolfgang Baumhöver 51 Delegierte im Durchschnittsalter von 21 1/2 Jahren, 45 Gastdelegierte und zahlreiche Gäste begrüßen.

Im Arbeitsbericht kam zum Ausdruck, daß im Landesbezirk rund 49500 junge Gewerkschaftsmitglieder unter 21 Jahren sind. Von insgesamt 221 Jugendgemeinschaften im Landesbezirk wurde berichtet. Ein schwieriges Problem ist, in jedem Fall geeignete Gruppenleiter zu finden. In jedem Jahr müssen rund 50 v. H. der Gruppenleiter ersetzt werden, da sie ihren Wehrdienst abzuleisten haben. Nach Ableistung des Wehrdienstes sind diese Kollegen dann 18 Monate älter geworden und in einen anderen Lebenskreis hineingewachsen. Nur wenige kehren in die Jugendgruppen zurück. Deshalb muß die Gruppenarbeit noch mehr als bisher auf die Jahrgänge konzentriert werden, die zwischen Schulentlassung und Beginn des Wehrdienstes liegen. Das zwingt auch zu einer frühzeitigen Heranbildung von Jugendgruppenleitern.

Der FDGB in Rostock, der sich den Landesbezirk Nordmark als Patenbezirk auserkoren hat und die Gewerkschaftsjugend mit Propagandamaterial überschwemmt, erhielt einen von der Landesbezirksjugendkonferenz beschlossenen offenen Brief. Die Delegierten, die so nahe an der Zonengrenze Mecklenburgs versammelt waren, forderten darin stellvertretend für die arbeitende Jugend in Mecklenburg eine Reihe von Verbesserungen und Erleichterungen.

Das Referat „Gewerkschaftliche Jugendarbeit heute“ hielt Kollege Horst Friese von der Abteilung Jugend beim Bundesvorstand. Er sprach über den Strukturwandel der gesamten Jugendarbeit und brachte zum Ausdruck, daß gewerkschaftliche Jugendarbeit ihrem Wesen nach als politische Erziehungs- und Bildungsarbeit verstanden wird. Diese politische Erziehungs- und Bildungsarbeit wird zwar im eigenständigen Bereich der Gewerkschaftsjugend betrieben, geschieht jedoch in enger Anlehnung an die Gesamtorganisation der Gewerkschaften.

„Erziehung und Bildung sind nicht zwei voneinander grundverschiedene Vorgänge, sondern nur verschiedene Aspekte ein und desselben Prozesses.“ Kollege Friese fuhr fort: „Deshalb muß praktische Erziehung immer mit kritischer Bewußtseinsbildung einhergehen, was vielen Pädagogen übrigens heute noch sehr unbequem ist, während kritische Bewußtseinsbildung andererseits gerade in und durch die Auseinandersetzung mit dem Objekt, d. h. durch praktisches Tun, ermöglicht wird. Entfaltung des menschlichen Bewußtseins ist darum immer auf die Bewältigung menschlichen Daseins hin angelegt.“

Bewußtseinsbildung muß sich daher auf alle Bereiche des menschlichen Lebens richten, muß diese überschaubar und durchschaubar machen. Es kommt alles darauf an, das menschliche Dasein selbst, die gesellschaftlichen Formen und Institutionen, in denen und mit denen dieses Dasein bewältigt werden

muß, ebenso mit kritischem Bewußtsein durchdringen wie die Welt, die Natur und in ihr wirkenden Kräfte. Denn allein das Bewußtsein des Menschen, das Wissen um die eigenen Kräfte und Möglichkeiten, um die gesellschaftlichen Formen der Lebensbewältigung und um die Gesetzmäßigkeiten der umgebenden Welt kann uns Aufschluß darüber geben, wann und an welcher Stelle notwendige Veränderungen herbeigeführt werden müssen. Bewußtseinsbildung in unserer Zeit tut not. Die Eigengesetzlichkeit der modernen Industrielwelt, die ungeheuren technische Möglichkeiten und die immer komplizierter werdenden gesellschaftlichen Verflechtungen zwingen den Menschen dazu, mit größtem Sachverstand und mit großem sittlichen Ernst die notwendigen Entscheidungen zu treffen. Der Mensch hat es in der Hand, die Herrschaft über die Welt der Technik und die Welt der Arbeit anzutreten, statt von ihr beherrscht zu werden. Er hat es in der Hand, sich die Freiheit der Entscheidung vorzubehalten, statt von anonymen Mächten zum unbedingten Gehorsam gezwungen zu werden.“

In einer Reihe von Anträgen setzten sich die Delegierten dafür ein, den Kontakt zu den Kollegen in der Bundeswehr stärker als bisher zu pflegen, da das Verhältnis Gewerkschaften Bundeswehr dringend einer Verbesserung bedarf. Kündigungsschutz für Betriebs- und Personaljugendvertreter wurde gefordert. Gegen die Arbeit Jugendlicher an arbeitsfreien Sonntagen nahm die Konferenz Stellung. Am 17. Juni 1963 soll eine Großveranstaltung der Gewerkschaftsjugend auf dem Privatgelände stattfinden. Eine jährliche Aktion „Jugend arbeitschutz“ auf Bundesebene wurde vorgeschlagen.

Die Konferenz forderte, daß die Jugend über Inhalt und Auswirkungen der Notstandsgesetzgebung durch Veröffentlichungen in der Gewerkschaftspresse aufgeklärt werden soll. Eine Delegierte gab in der Diskussion ihre Befürchtung bekannt, daß mit den geplanten Notstandsgesetzen das Grundgesetz durchlöchert werden solle und fragte: „Kollegen, ist das Grundgesetz ein Schweizer Käse?“ In einem Initiativantrag fordern die Delegierten von den Abgeordneten, „daß im Falle der Verabschiedung des Ergänzungsgesetzes zum Grundgesetz ... die gewerkschaftlichen Grundrechte wie Koalitionsrecht, Streikrecht, Betriebsverfassungsrecht und die Rechte aus dem Jugendarbeitsschutzgesetz in keiner Weise eingeengt werden“.

In vier Arbeitsgemeinschaften, in denen die Mehrzahl der Delegierten lebhaft diskutierte, wurden viele Fragen unserer Jugendarbeit besprochen.

Am Abend des ersten Tages der Konferenz gab es ein buntes Programm auf der Bühne des Konferenzhotels. Die Laienspielgruppe Heikendorf führte ein Spiel in norddeutscher Platt auf. Das Jugendkabarett „Die Eiderpiraten“ aus Rendsburg stieg scharf pointiert in die kleine und große Politik ein, und die „Old Merry Tale-Jazzband“ spielte laute, aber gute Musik zum Tanz. „Überschreib deine Bericht ‚Untergang der Jazzkapellen‘“, riefen mir einige Teilnehmer zu und sagten: „Wir möchten auch gern Tango und Walzer tanzen!“

Günter Scheer

Offener Brief

An den
Freien Deutschen Gewerkschaftsbund
Bezirksvorstand
R o s t o c k
Hermannstr. 27
Lauenburg, den 27. Januar 1963



Kein Blatt vor dem Mund hatten die „Eiderpiraten“ aus Rendsburg



Laienspiel in norddeutschem Platt

Und dann Tanz bis in die Nacht

Fotos: Udo Hoffmann



Die Delegierten der 5. Landesbezirksjugendkonferenz als Vertreter der berufstätigen Jugend der Länder Hamburg und Schleswig-Holstein richten an Sie in Form dieses Briefes einige für die gesamte Jugend wichtige Forderungen, deren Erfüllung eine dringende Voraussetzung für die Normalisierung der Beziehungen zwischen der Jugend beider Teile Deutschlands ist:

1. In jedem Jahr finden in der Bundesrepublik Deutschland Ostermärsche und Demonstrationen für eine weltweite allgemeine kontrollierte Abrüstung statt, an denen sich zu beteiligen allen jungen Menschen freigestellt ist.

Wir fordern Sie auf, alle erforderlichen Voraussetzungen zu schaffen, daß derartige Demonstrationen von der Jugend Mecklenburgs und darüber hinaus in allen anderen Bereichen Mitteldeutschlands stattfinden können.

2. Wir empfehlen Ihnen in diesem Zusammenhang, gleichzeitig für den Austritt aus dem Warschauer-Pakt-System einzutreten. Das hätte zur Folge:

a) daß das heute für die Rüstung erforderliche Industriepotential frei wird, um für die Deckung des Bedarfs der Zivilbevölkerung zur Verfügung zu stehen, insbesondere die ernährungswirtschaftliche und energiemäßige Versorgung der Bevölkerung zu verbessern,

b) daß in der Bundesrepublik erheblich weniger Ausgaben für die Verteidigung getätigt werden müssen.

3. Wir fordern Sie auf, dafür Sorge zu tragen, daß für jugendliche Arbeitnehmer ein höherer Urlaub als in § 140 des Arbeitsgesetzbuches festgelegt wurde, gewährt wird. Es wäre erfreulich, wenn für die Jugendlichen in Mecklenburg ebenso 24 Werktag Urlaub im Jahr zur Verfügung stünden wie für die Jugendlichen in Hamburg und Schleswig-Holstein.

4. Die Delegierten der 5. Landesbezirksjugendkonferenz fordern Sie gleichzeitig im Interesse der Jugend in Ihrem Einflußbereich auf, dafür Sorge zu tragen, daß die gesundheitsschädigende Akkordarbeit verboten wird.

5. Die Delegierten der 5. Landesbezirksjugendkonferenz richten an Sie die dringende Bitte, dafür einzutreten, daß der Stacheldraht, die Minenfelder und die Betonmauern, die die Jugend Mecklenburgs und Schleswig-Holsteins, aber auch der anderen deutschen Länder voneinander trennen, beseitigt werden, um damit die Möglichkeit zu geben, daß der Besuch von Freunden und Verwandten in Mecklenburg und anderswo, aber auch umgekehrt, wieder unter normalen Verhältnissen erfolgen kann.

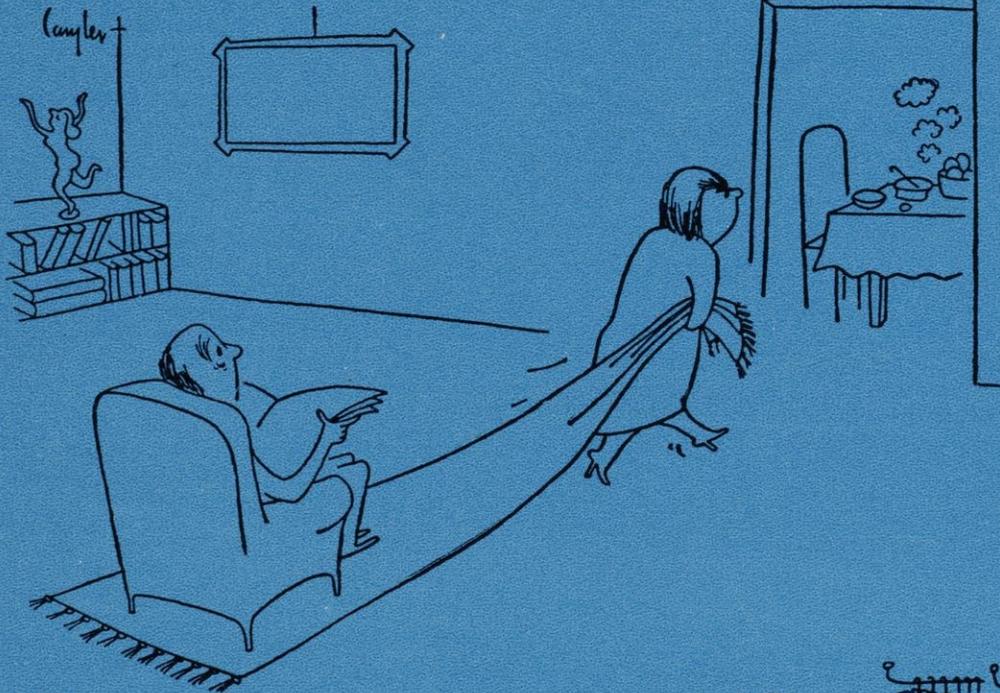
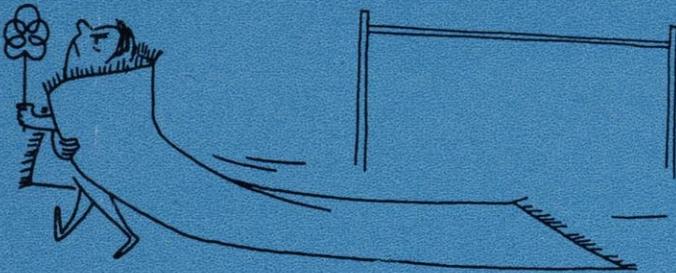
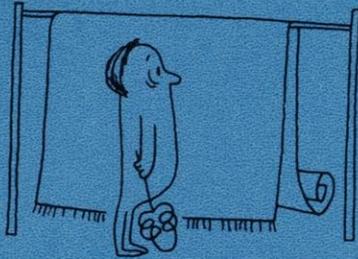
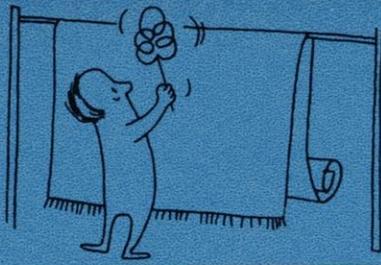
Dies sind einige praktische Vorschläge, die die Vertreter der berufstätigen Jugend Norddeutschlands Ihnen zu unterbreiten haben. Daraus ist zu ersehen, daß es konkrete Vorstellungen für die Lösung der deutschen Frage gibt.

Tragen Sie dazu bei, für die Jugend Mitteldeutschlands die gleichen Lebensbedingungen zu schaffen, unter denen wir unsere Arbeit leisten können.

Die Delegierten
der 5. DGB-Landesbezirksjugendkonferenz
Nordmark

Noch 'ne Geschichte?

Von Joseph Baur



Die kleine Dame kommt zu mir ins Zimmer und setzt sich in den Sessel neben meinem Schreibtisch. Sie heißt Bettina und ist seit einigen Tagen unser Gast. Eine Weile betrachtet sie mich und mein Milieu. Dann fragt sie:

„Was machst du?“
 „Ich schreibe.“
 „Was schreibst du?“
 „Eine Geschichte.“
 „Von was?“
 „Weiß ich noch nicht genau.“
 „Soll ich dir mal 'ne Geschichte erzählen?“
 „Ach ja, das wäre fein.“
 „Von was?“
 „Was dir eben gerade einfällt.“
 „Was von dem Apfel?“
 „Ja, bitte!“

„Das war so. Da waren zwei, die hatten aber nichts an, die waren in ... in Parseis oder wie das heißt ...“

„Im Paradies?“
 „Ach ja, in Paris. Das kann ich mir immer nicht merken. Für den Apfel konnten die aber nichts. Da war die Schlange, die hatte schuld. Aber da war so 'n Engel da, der jagte die trotzdem hinaus aus Paris. Soll ich dir noch 'ne Geschichte erzählen?“

„Ja, bitte!“
 „Der Gott am Wasser. Hast du davon schon mal was gehört?“

„Nein. Erzähl nur!“
 „Einmal war der Gott am Wasser. Der ist aber eingeschlafen. Und wie der Sturm kam, da hatten die so Angst, die anderen. Da weckten die ihn auf. Er macht's so, streckt die Hand aus, und der Sturm ist weg. Soll ich dir noch 'ne Geschichte erzählen? Von Gerd?“

„Ja, bitte!“
 „Was meinst du, ist Fußballer ein guter Beruf? Mein Freund, der Gerd, will Fußballer werden. Ich weiß nicht, ob ich den heiraten kann. Der übt jetzt immer Hinfallen. Die Margit will ihn auch nicht heiraten.“

„Ach so, er hat auch noch andere Freundinnen?“

„Nä. Nich' mehr. Der hatte schon noch eine, aber die hatte mal Schokolade, und da gab sie ihm nur 'nen halben RiB.“

„RiB? Was ist das?“
 „Na, das ist so genau mittendurch gebrochen. Aber die gab ihm nur 'nen halben RiB. Das tut man nicht, nur 'nen halben RiB. Man gibt so viel wie man selber ißt. Jetzt mag er mit der nich' mehr. Soll ich dir noch 'ne Geschichte erzählen?“

„Nein, jetzt ist's genug“, sagt meine Frau lachend. Sie hat leise die Tür geöffnet und Bettinas Geschichte mitgehört.

„Laß sie doch noch ein wenig erzählen“, sage ich.

„Nicht jetzt“, sagt meine Frau, „laß dir nur selber etwas einfallen.“ Sie entführt mir Bettina und läßt mich mit meiner Muse allein.

Aber die zeigt sich nun verstimmt. So flott und jugendlich unbekümmert wie Bettina kann meine Muse natürlich nicht erzählen.